

NR. 381

NZZ

SEPTEMBER 2026

FOLIO

**Fokus: Die Prüfung
Bestanden?**



Im Gespräch

Wie wird man an der Börse reich?
Die Finanzexpertin Jessica
Schwarzer kennt die Tricks.

Essay

Die Philosophin Katja Gentinetta
erklärt, warum sie Militärdienst
leisten würde.

Grosse Ideen

Bordell in Penisform: Beim Bau
einer Saline hatte der Architekt
des Königs noch andere Einfälle.





REACH FOR THE CROWN

DIE EXPLORER II

BUCHERER
1888



ROLEX

Editorial

Die alte, strenge Lehrerin stellte uns in der sechsten Klasse eine Holzabdeckung auf die Tastatur und diktierte, was wir schreiben sollten. Die Beurteilung erfolgte unmittelbar danach. In meinem Fall war es die Note 1. Ich weinte kurz und wusste gleich: Da muss ich noch viel üben. Heute kann ich ziemlich schnell mit zehn Fingern Tastatur schreiben. Im Gegensatz zu anderen Kollegen auf der Redaktion, die mit zwei Fingern umständlich vor sich her tippen und jeden zweiten Buchstaben wieder löschen müssen.

Wozu mich unsere unerbittliche Lehrerin damals zwang, hat im Fachjargon einen Namen: Performanz. Es geht darum, sein Können zu beweisen. Während sich Reformpädagogen und Verfechter strenger Leistungsstandards über Sinn und Unsinn von Prüfungen streiten, sind sie sich bei dieser Art einig: Der Praxistest ist sinnvoll.

Anders als jene Prüfungen, für die wir viel lernen, nur um am Ende wenig zu verstehen und danach alles wieder zu vergessen, hat mich die Abdeckung über der Tastatur gezwungen, mir langfristig eine Fähigkeit anzueignen. Zu zeigen, was man kann, war ursprünglich auch die Idee schriftlicher Arbeiten an der Universität: Sie sollten bele-

gen, wie gut Studenten recherchieren, analysieren, argumentieren und schreiben.

Diese Ära ist nun zu einem Ende gekommen – oder wie mein Kollege Reto U. Schneider es formuliert: «Damit ist es seit dem 30. November 2022 vorbei. An diesem Tag ging Chat-GPT online und stahl der Menschheit ihr Alleinstellungsmerkmal: das Beherrschen der Sprache.» Für seinen Artikel über das Ende der Universität, wie wir sie kennen, recherchierte er, wie die künstliche Intelligenz den Lehrbetrieb umwälzt und wie ratlos manche Professoren und Institute auf die Entwicklung reagieren.

Doch egal, wie sinnvoll oder nutzlos Prüfungen gestaltet sind, die meisten haben etwas gemeinsam: Sie prägen unsere Biografie. Sie öffnen oder schliessen eine Tür, hinterlassen ein Trauma oder beflügeln. Wir sind für diese Folio-Ausgabe dem Mythos der Prüfung nachgegangen – und geben Ihnen die Möglichkeit, auch selbst wieder einmal eine zu absolvieren. Der Komiker Karpi hat sich Fragen zu grossen Themen des Lebens ausgedacht, in denen wir sonst nicht geprüft werden. Viel Vergnügen!

Aline Wanner

IMPRESSUM

Redaktion

Aline Wanner (Leitung),
Reto U. Schneider (Stv.),
Flurin Clalüna, Barbara Klingbacher

Gestaltung

Patrick Savolainen (Art Direction),
Isabella Hager (Bildredaktion)

Autoren

Patrick Karpiczenko, Katrin Büchenbacher, Daniel Steinvorth, Simon Tanner, Adam Sharp, Katja Gentinetta, Gudrun Sachse, Ingrid Feigl, Jörg Boner, Maximilian Jacobi, Sven Michaelson

Adresse Redaktion und Verlag

NZZ Folio, Falkenstrasse 11
Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 11 11
E-Mails an die Redaktion:
vorname.nachname@nzz.ch
folio.nzz.ch

Chefredaktor

Eric Gujer

Anzeigenverkauf

NZZone
Neue Zürcher Zeitung AG
Falkenstrasse 11
Postfach, CH-8021 Zürich
Telefon +41 44 258 16 98
Fax +41 44 258 13 70
sales@nzzzone.ch
Gabriela Holenstein,
Product Manager
Telefon +41 44 258 13 78
gabriela.holenstein@nzzzone.ch
Verbreitete Auflage: 61634 Ex.
(Wemf 2024)

Leserservice

Tel. +41 44 258 10 00
Fax +41 44 258 18 39
leserservice@nzz.ch
nzz.ch/leserservice

Jahresabonnements (inkl. MWSt)

NZZ Folio wird der Inlandauflage der «Neuen Zürcher Zeitung» beigelegt. Den Auslandabonnenten der NZZ wird es separat zugestellt. NZZ Folio (inkl. digitaler Ausgabe):
72 Fr. (Schweiz)
76 € (Ausland)
NZZ Folio erscheint seit 1991.

Einzelheftbestellung

(inkl. MWSt)
13.10 Fr. (Schweiz und Ausland)

Bestellen

folio.nzz.ch/heftbestellung

Gesamtherstellung

fabs Schweiz AG, Zürich

Druck

Druckhaus Kaufmann GmbH,
Lahr/Schwarzwald (Deutschland)

Das Unternehmen NZZ

Felix Graf (CEO)

© Verlag NZZ Folio,
2026 (ISSN 1420-5262).
Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung der redaktionellen Texte (besonders ihre Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung und Bearbeitung) bedarf der schriftlichen Zustimmung durch die Redaktion. Ferner ist diese berechtigt, veröffentlichte Beiträge in eigenen gedruckten und elektronischen Produkten zu verwenden oder eine Nutzung Dritten zu gestatten.

- ◀ Cover: *Max Guthrie*, Berlin. – Der Illustrator ist bekannt für seine 3-D-Ästhetik aus der Vogelperspektive. Für diese Ausgabe entwarf er Prüfungsszenen in Zeiten künstlicher Intelligenz.

RICHARD MILLE



RM 55-01

Manual winding skeletonised movement
55-hour power reserve ($\pm 10\%$)
Baseplate and bridges in grade 5 titanium
Free-sprung balance with variable inertia
Double-barrel system
Case in Grey Quartz TPT® and grade 5 titanium

A Racing Machine On The Wrist

DIE PRÜFUNG

8 «Alle machen alles mit KI»
Erleben wir gerade das Ende der Universität, wie wir sie kennen? RETO U. SCHNEIDER

17, 25, 35, 45 Eignungstests der besonderen Art
Taugen Sie als Eltern?
Oder als Satiriker?
Können Sie packen? Sind Sie überhaupt ein Mensch?
Der Komiker Patrick «Karpi» Karpiczenko hat Prüfungen zu den wichtigen Themen des Lebens verfasst.

18 «Es ist sehr schwierig, in China ein glücklicher Schüler zu sein»
Die Ökonomin Ruixue Jia über Gaokao, die alles entscheidende Prüfung für junge Leute in China.

KATRIN BÜCHENBACHER

26 Wer nicht schwimmen kann, der taucht
Ich absolvierte in meinem Leben Hunderte von Prüfungen. Wozu? ALINE WANNER

36 Ein Psychiater gibt alles auf, um Mönch zu werden
Peter Studer wohnt auf Probe im Kloster.

FLURIN CLALÜNA



18 Schüler stehen an für die wichtigste Prüfung in China, das Gaokao.



17 Sollen Sie ein Kind bekommen? Machen Sie den Fortpflanzungstest.



36 Ein Psychiater will ins Kloster.

46 HALLO TAXI
Monsieur Guirand aus Paris

47 PIXELPOP
Mamma mia, KI!

47 VÖLKERVERSTÄNDIGUNG
«Wie das Schwein, so das Grunzen»

48 IM GESPRÄCH
«Ich hätte auch ins Kasino gehen können»
Die Finanzexpertin *Jessica Schwarzer* weiss, wie man an der Börse reich wird.

53 DAS EXPERIMENT
Du böses Dreieck!
Warum der Mensch ein Innenleben vermutet, wo es keines gibt.

54 ESSAY
Würdest du im Krieg kämpfen?
Katja Gentinetta könnte sich heute vorstellen, Militärdienst zu leisten.

58 WER WOHT DA?
Ein Börsenhändler? Ein Seemann?

61 DAS BESTE DER BESTEN
Du stirbst nicht sofort
Extremschwimmer *Ernst Bromeis* mit Überlebens- und Badetipps.

64 MEINE BÜCHER
Thomas Süssli, ehemaliger Chef der Armee

64 BEZIEHUNGSSTATUS: ON/OFF
Letizia muss vor Simon flüchten

65 16 FRAGEN ÜBER DAS LESEN
Warum enden schöne Bücher fast immer traurig?

66 UELI JOHNER
Prüfungen



FEUERRING®

DAS ORIGINAL





«Alle machen alles mit KI!»

Wir lagern das Denken zunehmend an Maschinen aus. Im Studium hat das fatale Folgen. Erleben wir gerade das Ende der Universität, wie wir sie kennen?
Von *Reto U. Schneider*, Illustrationen *Max Guthier*

Wer erfahren möchte, wie sehr sich künstliche Intelligenz und Hochschulbildung widersprechen, braucht nur Studenten der Universität St. Gallen (HSG) zu fragen. In einer Veranstaltung des Assessmentjahrs schreiben sie Arbeiten, deren Entwürfe sie gegenseitig schriftlich beurteilen. Es ist kein Geheimnis, dass dabei «alle alles mit KI machen», wie es ein Student zusammenfasst.

Die HSG-Studenten lassen eine KI ihre Arbeiten schreiben, die ihre Kollegen dann von der KI beurteilen lassen. Ein geschlossener Kreislauf pädagogischer Nutzlosigkeit. «Die KI benotet die KI», so erklärt es einer von einem Dutzend Studenten, die für diesen Artikel Auskunft gaben. Die Ironie dieses Vorgangs wird nicht kleiner, wenn man den Titel der Veranstaltung erfährt: «Einführung in das wissenschaftliche Schreiben».

Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die schriftliche Arbeit zum Merkmal akademischer Bildung. Studierende sollten nicht nur passiv den Ausführungen der Professoren zuhören, sondern selbst forschen, die Seminararbeit als Miniaturform der grossen Wissenschaft. Am Ende der Ausbildung machte man eine Arbeit, die je nach Studium, Epoche und Schwierigkeit Diplom, Lizenziat, Bachelor, Master oder Dissertation hiess.

Ein dicker Packen bedrucktes Papier wurde zum Symbol höherer Bildung. In den vergangenen Jahrzehnten breitete sich diese Prämisse in der gesamten Bildungslandschaft aus wie eine Seuche. Keine Weiterbildung im Blumenstecken mehr ohne zehn Seiten mit vier Unterkapiteln und dreissig Fussnoten in Chicago-Style.

Dabei geriet in Vergessenheit, worum es eigentlich ging: nicht um das Schriftstück selbst, sondern um seine Entstehung. Zwei Jahrhunderte galt die schriftliche Arbeit als verlässliches Fenster in den Kopf der Studenten. Wer eine Arbeit verfasste, lieferte nicht nur ein Dokument ab, sondern erbrachte den indirekten Beweis, dass er über ein Thema geseheits nachdenken kann, dass er fähig ist, zu recherchieren, zu argumentieren, abzuwägen und zu schreiben.

Damit ist es seit dem 30. November 2022 vorbei. An diesem Tag ging Chat-GPT online und stahl der Menschheit ihr Alleinstellungsmerkmal: das Beherrschen der Sprache. Anders als frühere revolutionäre Erfindungen, zu denen anfangs nur eine kleine Elite Zugang hatte, stand diese Höllmaschine allen vom ersten Tag an zur Verfügung – auch HSG-Studenten im ersten Semester.

Und wie alle Studenten, die gelernt hatten, mit möglichst wenig Aufwand ans Ziel zu kommen, erkannten sie sofort, wie sehr die künstliche Intelligenz ihr Leben erleichtern konnte. Sie löste mathematische Probleme, bestand die amerikanische Anwaltsprüfung, glänzte im Programmieren, und mit jeder neuen Version schrieb sie längere und bessere Texte.

Von nun an stand jede Arbeit, die unbeaufsichtigt entstand, unter Generalverdacht – aus gutem Grund. Natürlich konnte man schon zuvor betrügen, aber das war gefährlich und teuer: Wer abschrieb, musste befürchten, entdeckt zu werden, wer einen Ghostwriter engagierte, musste dubiosen Personen beträchtliche Summen bezahlen. Der Aufwand, um zu betrügen, war ebenso gross wie die Gefahr, erwischt zu werden. Die künstliche Intelligenz hat diesen Grundsatz ausser Kraft gesetzt und damit den akademischen Betrug industrialisiert.

«Bei uns an der Uni sind vorlesungsbegleitende Übungen, Fachpraktika und Seminare effektiv tot», schrieb Andreas Bulling, Computerwissenschaftler an der Universität Stuttgart, im sozialen Netzwerk Mastodon. «Ob Programmieraufgaben, Übungsblätter oder Textarbeit – der Anteil an KI-generierten Abgaben liegt (geschätzt, denn genau sagen kann man das nie) zwischen 90 und 100 Prozent.»

Das heisst nicht, dass Studenten heute unmoralischer sind als vor fünfzig Jahren oder Studentin-

In den letzten Jahrzehnten breitete sich die schriftliche Arbeit in der Bildungslandschaft aus wie eine Seuche.

nen skrupelloser. Sie haben bloss eine Droge in die Finger bekommen, der niemand widerstehen kann.

Damit wackelt auch die zentrale Säule des Hochschulstudiums: die über längere Zeit erstellte schriftliche Arbeit als Leistungsausweis. «Studis lassen ganze Bachelor- und Masterarbeiten von KI erstellen», so Bulling, «Code und Ausarbeitung sowieso, aber auch inklusive der ebenfalls notwendigen Vortragsfolien.»

«Der Niedergang der schriftlichen Arbeit wird eine lange intellektuelle Tradition beenden», schrieb der Kulturwissenschaftler Hua Hsu im «New Yorker». Was an ihre Stelle treten wird, ist ungewiss. Aber was wir gerade erleben, ist möglicherweise das Ende der Universität, wie wir sie kennen – mit Auswirkungen weit über die Hochschulen hinaus. Der Philosophiestudent Owen Yingling schrieb im Online-Magazin «The New Critic», er glaube nicht, «dass irgendjemand über 23 wirklich versteht, in welchem Ausmass der Einsatz von KI jeden Bereich des Hochschulsystems beeinflusst». Und der Computerwissenschaftler Bulling befürchtet, dass wir gerade eine Generation von Studenten ausbilden, «die keine Kompetenz hat und nichts genuin kann [...], ausser eine KI zu bedienen».

Schon die frühesten Betrügereien mit Chat-GPT flogen nur auf, weil sich ihre Urheber besonders stümperhaft anstellten. Der erste Student, der 2023 in England erwischt wurde, hatte übersehen, dass die KI aus dem frei erfundenen Fachbuch «Führungstheorien für Hexen und Zauberer» zitiert hatte.

Der KI-Gebrauch unter Studenten ist in vier Jahren von null auf hundert Prozent gestiegen. Die Verwendungszwecke sind vielfältig: Recherche, Ideenfindung, Lernpartner, Übersetzung, Datenanalyse, Texterstellung. Besonders häufig fasst die KI Texte zusammen. «Es ist mittlerweile sehr sel-

Studenten stehen vor der unlösbaren Aufgabe, sich gleichzeitig von der KI fernzuhalten und zu lernen, wie man mit ihr umgeht.

ten, dass ich ein Paper ganz lese», sagt ein Student der Politikwissenschaft an der Universität Zürich. Vielmehr lässt er sich von der KI eine Kurzform bereitstellen. Wenn er es einmal doch tue, falle ihm allerdings auf, «wie wenig eigene Gedanken ich mir beim Lesen der Zusammenfassung mache».

Wo legitime Unterstützung aufhört und Betrug oder Selbstbetrug beginnt, ist heute völlig unklar. Die Regeln zum Einsatz der KI unterscheiden sich von Universität zu Universität und von Veranstaltung zu Veranstaltung. Wozu ein Professor ermutigt, gilt bei seiner Kollegin schon als geschummelt. Die meisten der interviewten Studenten kennen denn auch jemanden, «der alles mit KI macht», stellen sich aber als ehrlich dar. Erst bei genauerem Nachfragen stellt sich heraus, dass viele hin und wieder ein schlechtes Gewissen beschleicht bei bestimmten KI-Anwendungen. Das Phänomen heisst KI-Scham. Eine Studie der University of Chicago bestätigt es statistisch: 60 Prozent von 338 Befragten gaben zu, KI zu nutzen, schätzten aber gleichzeitig, dass 90 Prozent ihrer Kommilitonen das täten.

Ein Jus-Student der Uni Zürich erzählt, dass die Benutzung der KI für die Bachelorarbeit eigentlich verboten gewesen wäre. «Daran hat sich aber niemand gehalten.» Er selbst habe zwar nichts schreiben lassen, aber seine Textfragmente zum Umformulieren an die KI geschickt. Ganz der Jurist sagt er: «Für mich lautete die Frage: Was könnte man mir nachweisen?» In dieser Frage steckt der Grund für die grossen Umwälzungen: Die Texte, die KI erzeugt, sind mit nichts Bisherigem vergleichbar.

Was aus einer KI kommt, wurde nirgends abgeschrieben, sondern individuell erzeugt. Der Text ist einzigartig und verrät nicht, ob er aus dem Kopf eines Studenten stammt oder aus dem Chat mit einer KI.

Einige Hochschulen wollten das Problem mit Verboten aus der Welt schaffen. Sciences Po in Paris etwa untersagte 2023 jegliche Verwendung von KI. Aber es stellte sich heraus, dass eine Totalblockade weder durchsetzbar noch sinnvoll ist, denn an Hochschulen hat die künstliche Intelligenz eine paradoxe Eigenschaft: In der Forschung ist sie das mächtigste Universalwerkzeug, das je ein Wissenschaftler in die Finger bekam, in der Lehre die

grösste Katastrophe für das selbständige Denken, seit der Mensch ein Grosshirn hat.

Erfahrene Forscher können durch die KI kreativer und effizienter werden. Sie haben sich ihr Wissen ohne das geniale Hilfsmittel erarbeitet und kennen ihr Gebiet. Das befähigt sie, die Antworten der KI einzuordnen. Wer sein Studium hingegen von Anfang an mit KI absolviert, dem fehlen Wissen und Erfahrung, um zu beurteilen, was die KI buchstabiert. Studenten stehen vor der unlösbaren Aufgabe, sich gleichzeitig von der KI fernzuhalten und zu lernen, wie man mit ihr umgeht.

Als einen Ausweg nennt der deutsche Wissenschaftsrat in seinen Empfehlungen vom Juli 2026 prozessorientiertes Arbeiten. Nicht das Resultat soll im Zentrum stehen, sondern die Entstehung. Auch die Universität St. Gallen will bei der eingangs erwähnten «Einführung in das wissenschaftliche Schreiben» die Entwicklung stärker bewerten als das Ergebnis. Die Hoffnung ist, dass sich ein über ein Semester andauernder Arbeitsprozess nicht über Nacht von einer KI fälschen lässt.

Der Informatikprofessor Simon Nestler von der Technischen Hochschule Ingolstadt hat diese Hoffnung in einem ernüchternden Versuch zerstört. Nestler gab der KI den Auftrag, ein 13-Wochen-Lerntagebuch einer fiktiven Studentin im dritten Semester zu erstellen, und forderte im Prompt ausdrücklich Irrwege und Fehler ein. Das Ergebnis war erschütternd authentisch: Die KI lieferte verworfene Leitfadenversionen, geplatze Termine, Ferienwochen ohne Fortschritt und sogar die Ausrede, dass ein Auto bei minus sechs Grad nicht ansprang.

Ein anderes vermeintlich KI-sicheres Verfahren ist die enge Begleitung des Schreibprozesses durch ständige Zwischengespräche. Auch dort fälschte die KI fünf Versionen einer Hausarbeit über acht Wochen hinweg. Um das Ganze echt wirken zu lassen, simulierte sie das typische Arbeitsverhalten von Studenten mit unregelmässigem Arbeitsaufkommen und erfand «vier leicht panische E-Mails an den Betreuer». «Ein Gespräch über diesen Zwischenstand würde sich echt anfühlen», sagt Nestler, der sich fragt, mit wem er in so einem Gespräch eigentlich spräche: «Mit der Studentin – oder mit dem, was ihre KI ihr fünf Minuten vorher souffliert hat?»

Selbst der empfohlene Reflexionsbericht, in dem die Studenten offenlegen, wie sie die KI benutzt haben, und darüber nachdenken, kann die KI gleich selbst verfassen. Für Nestler schrieb die Maschine einen «unheroischen» und lebensnah wirkenden Text: Er handelte von einer Versuchung am Abend vor der Abgabe, der er widerstanden hatte, und liess gewisse Fragen offen. Es sei genau diese «Unfertigkeit im Denken», die Nestler als Zeichen echter Reflexion gewertet und mit einer guten Note belohnt hätte.

Kurze Zeit keimte die Hoffnung, dass sich das Problem des KI-Betrugs technisch lösen liesse. Nicht lange nachdem Chat-GPT online gegangen war, wurden die ersten KI-Detektoren angepriesen. Sie schätzen anhand von statistischen Merkmalen ab, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein Text von einer KI stammt. Doch anders als Plagiatsdetektoren, die zweifelsfrei nachweisen, dass jemand abgeschrieben hat, sind KI-Detektoren fehlbar. Einer von ihnen war sich zu 96 Prozent sicher, dass die amerikanische Verfassung von 1787 eine KI geschrieben habe.

Und selbst wenn ein neuer Detektor besonders gut darin ist, KI-Texte zu erkennen, taucht sofort eine KI auf, die den Text umschreibt, bis er menschlicher erscheint. Bei diesem Wetttrüsten um die Menschlichkeit werden manchmal auch bewusst Rechtschreibfehler eingebaut. Irren ist menschlich.

Doch wozu der ganze Aufwand? Warum werfen sich Studenten der KI überhaupt an den Hals? Weshalb findet sie in uns Menschen ein derart williges Opfer? Die kurze Antwort lautet: Die KI hat an heutigen Universitäten ihr ideales Habitat gefunden. Wirtschaftliche Anreize, psychologische Mechanismen und unser evolutionäres Erbe bereiten den perfekten Nährboden für ihre epidemische Ausbreitung.

Wirtschaftlich betrachtet, kostet Betrug heute praktisch nichts mehr – weder Zeit noch Geld. Gleichzeitig hat sich das Risiko der Entdeckung dramatisch vermindert. Dass diese Verlockung selten ungenutzt bleibt, liegt in der Natur der modernen Hochschule.

Die heutige Massenuniversität ist nicht mehr vor allem ein Ort der intellektuellen Erkundung, in dem sich Menschen alleine aus innerer Neugier zusammenfinden. Professoren müssen der bitteren Wahrheit ins Auge blicken, dass nur die wenigsten ihrer Studenten aus brennender Faszination für den Zweiten Punischen Krieg im Hörsaal sitzen. Sie wollen schlicht ein Diplom, das sich auf dem Arbeitsmarkt bis jetzt als nützlich erwiesen hat. Das war zwar auch vor 2022 schon so, doch damals verfügte die Universität noch über ein unglamouröses Druckmittel, um eine minimale Leistung zu erzwingen: Prüfungen und Hausarbeiten.

Aus psychologischer Sicht geraten auch jene unter Druck, die den KI-Einsatz vermeiden möchten. Eine Germanistikstudentin an der Uni Zürich beschreibt, wie ihre anfängliche Zurückhaltung bröckelte: «Ich hatte das Gefühl, wenn die anderen das nutzen und dadurch effizienter sind, sollte ich mir das auch anschauen.» Ein Jus-Student beobachtete, dass plötzlich ein höheres Sprachniveau erwartet wurde. «Wenn die anderen KI brauchen, bist du auch dazu gezwungen.» Die verhängnisvolle Botschaft lautet: Ehrlichkeit wird zum Wettbewerbsnachteil.

Wer seinen Geist der Maschine unterwirft, gewinnt.

In Gang gehalten wird dieses Getriebe von einer herausragenden Fähigkeit unserer Art: dem Drang, mit minimalem Aufwand maximalen Ertrag zu erzielen. Sie hat den phänomenalen Aufstieg der Menschheit erst ermöglicht. Das Rad, das Fliessband, Spaghetti aus der Dose: Vieles von dem, was wir Fortschritt nennen, beruht auf unserer universellen Neigung zur Faulheit. Die KI bestätigt nur, was wir schon lange ahnten: Auch beim Denken folgen wir dem Weg des geringsten Widerstands. Bis jetzt hat uns bloss die Maschine gefehlt, die es uns hätte abnehmen können.

Emma, wie wir sie hier nennen, steht stellvertretend für die Zwänge vieler Studierender. Sie ist Masterstudentin an einem Institut der philosophischen Fakultät der Universität Zürich und hat zwei Nebenjobs. Da die Zeit für eine Seminararbeit nicht mehr reichte, setzte sie beim Schreiben unerlaubt KI ein. Vieles musste sie noch selber machen: das

Ehrlichkeit wird zum Nachteil. Wer seinen Geist der Maschine unterwirft, gewinnt.

Vertiefen der relevanten Literatur, das Finden einer Forschungsfrage, die Suche nach passenden Daten. Doch als es um die zeitraubende Arbeit ging, den Text zu verfassen, gab sie der KI den Auftrag, Passage um Passage zu schreiben. Diese Versatzstücke musste sie dann bloss noch etwas bearbeiten. Die Zeitersparnis war enorm. Emma schätzt, dass sich der Arbeitsaufwand durch die KI etwa halbiert hat.

Das Reglement verlangte, dass mit der Arbeit eine Eigenständigkeitserklärung samt Chat-Protokoll der KI-Sitzung eingereicht wird. Um das wahre Ausmass ihrer Täuschung zu verschleiern, erstellte Emma eine zweite, unverdächtige Version des Chat-Verlaufs. Doch als sie die Arbeit kurz vor Mitternacht abschickte, verwechselte sie die Protokolle, so dass der kompromittierende Chat-Verlauf beim Beurteiler landete.

«Im schlimmsten Fall hätten sie mich wohl exmatrikulieren können», sagt Emma. Aber sie rechnete nicht damit, dass sich überhaupt jemand die Zeit nehmen würde, den KI-Chat anzuschauen. Und so war es auch. Für die in kürzester Zeit mit KI geschriebene Seminararbeit gab es die Höchstnote 6.

Emma ist ein typischer Fall, Zeitmangel nach Bequemlichkeit wohl das häufigste Motiv für den unerlaubten Einsatz von KI. Und welcher übermüdete Student hat schon genug Zeit? Der Tag hat 24 Stunden, und das Studentenleben bietet noch andere Attraktionen, als nächtelang Fachartikel zu lesen und Sätze zu formulieren.

Warum es so schwierig ist, der Versuchung künstlicher Intelligenz zu widerstehen, erhellt ein Vergleich mit Online-Süchten wie Glücksspiel, Shop-

ping oder Pornografie. Sie werden oft mit der sogenannten «Triple-A-Engine» erklärt, drei Eigenschaften des Internets: Zugang (Access), Erschwinglichkeit (Affordability) und Anonymität (Anonymity). Diese Kombination aus ständiger Verfügbarkeit, niedrigen Kosten und gefühlter Unsichtbarkeit ist auch der KI eigen und macht uns zu willigen Opfern.

Viele Studenten verbindet denn auch eine tiefe Hassliebe mit künstlicher Intelligenz. Die erschumelte Sechs für die KI-Arbeit etwa fühlte sich für Emma «nicht besonders gut» an. Die Versuche, der KI zu widerstehen, andererseits gleichen tatsächlich dem Entzug bei Suchtkranken, samt Entzugserscheinungen wie Nervosität und Unsicherheit.

Ein Bericht des Center for Universal Education at Brookings weist darauf hin, dass KI auf «sofortige Bedürfnisbefriedigung» ausgelegt sei, das mache sie «zu attraktiv, um ihr zu widerstehen». Der Wirtschaftspsychologe Oliver Hoffmann beschreibt die Auslagerung der Denkarbeit an die KI als «süßes Gift», das sich im Moment der Anwendung wie eine «gigantische Erleichterung» anfühle, langfristig aber zur Verkümmern der geistigen Muskulatur führe. «Ich habe schon mit Kollegen darüber gesprochen, dass wir froh sind, das Studium noch ohne KI begonnen zu haben», sagt die Germanistikstudentin. Die Gnade der frühen Geburt bekommt eine neue Bedeutung: eine Ausbildung ohne KI absolviert zu haben.

Studenten setzen KI zunehmend reflexartig ein, bevor sie nachdenken. Dabei erliegen sie oft der sogenannten Kompetenzillusion. Weil sich leicht liest, was die KI formuliert hat, reden sie sich ein, sie hätten die gleiche Leistung mit etwas mehr Zeit mühe-

Studenten sind heute nicht unmoralischer als vor fünfzig Jahren. Sie haben bloss eine Droge in die Finger bekommen, der niemand widerstehen kann.

los selbst erbringen können. Das dachte sich auch Emma: «Es war nur Texterzeugung, etwas, was ich mit vielen Stunden Arbeit auch hätte produzieren können.» Ob das in ihrem Fall stimmt, bleibt ungewiss. Studien zeigen jedoch, dass Studenten die von der KI gelieferten Texte systematisch als Beweis für ihre eigene Kompetenz missinterpretieren. «Das studentische Ego verwechselt die rhetorische Eloquenz des Sprachmodells mit dem eigenen intellektuellen Vermögen», wie es der Wirtschaftspsychologe Oliver Hoffmann ausdrückt.

Das kann man allerdings auch anders sehen. Ein Student aus Neuseeland rechtfertigte den KI-Einsatz für seine Texte so: «Ich habe das Wissen, ich habe die Lebenserfahrung [...], aber ich hatte das Gefühl, bestraft zu werden, weil ich nicht eloquent schreibe, und das fand ich nicht richtig.» Aus die-

ser Warte scheint die KI für mehr Gerechtigkeit zu sorgen. Marcus Zimmer, Dozent für Marketing an der ZHAW, schreibt in einem LinkedIn-Beitrag: «Wenn vor der KI-Zeit jemand den Papa mit Ph. D. um Hilfe gefragt hatte, wurde das auch nicht deklariert. Die KI sorgt hier für Chancengleichheit.» Mit dem kleinen Unterschied, dass heute jeder und jede einen KI-Papa hat, der 24 Stunden pro Tag zur Verfügung steht und die Arbeit auf Wunsch auch gleich selber schreibt. Der Kabarettist Christian Ehring nannte die KI «das grösste kreative Inklusionsprojekt seit der Erfindung der Blockflöte».

Aber kann man das Schreiben wirklich auf diese Weise vom Denken entkoppeln? Gilt nicht mehr, was Friedrich Dürrenmatt gesagt hat: «Die Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken»? In gewissen Fällen kann die KI tatsächlich für mehr Gerechtigkeit sorgen. Einer der Befragten studiert an der HSG und ist Legastheniker. Er nimmt die Hilfe der KI als grosse Erleichterung wahr, weil er nicht mehr auf Drittpersonen angewiesen ist, die seine Arbeit korrigieren. «Die KI nimmt mir Arbeit ab – oder besser gesagt meiner Mutter.»

Vielleicht kann die KI sogar brillanten Köpfen helfen, die ihre Gedanken nur schwer in Worte fassen können. Deswegen ist aber nicht jeder, der seine Gedanken nicht in Worte fassen kann, ein brillanter Kopf. Es ist eine Illusion, anzunehmen, dass Schreiben bloss das lästige «Abtippen» von Gedanken ist, die fixfertig im Kopf existieren. Es ist eher, wie der Künstler Marcel Duchamp es einmal beschrieben hat: «Sobald wir anfangen, unsere Gedanken in Wörter und Sätze zu fassen, geht alles schief.»

Wer die KI als Nachteilsausgleich für Faulheit oder Dummheit einsetzt, zahlt einen hohen Preis. «Das ist, wie wenn Sie den Gabelstapler ins Fitnessstudio mitnehmen», sagt Kremena Bachmann, Professorin für Wealth-Management an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), «da bilden Sie keine Muskeln. Lernen braucht Reibung, Irritation, Hindernisse.»

Der Vergleich ist mehr als ein schönes Bild. Eine Langzeitstudie mit knapp 27 000 chinesischen Schülerinnen und Schülern entlarvte die fatale Wirkung der künstlichen Intelligenz im Klassenzimmer. Wer KI nutzte, erledigte seine Hausaufgaben zwar in 20 Prozent weniger Zeit und erzielte 18 Prozent bessere Noten. Aber das Auslagern des Denkens rächte sich in beaufsichtigten Prüfungen. Dort stürzten die Leistungen in sechs Monaten um 20 Prozent ab. Die KI sabotierte das Lernen.

Die Appelle an die Studenten, dass der KI-Betrug letztlich ihnen selber schade, verhallen ungehört. Selbst Philosophiestudenten vergessen zuweilen Sophokles' Ratschlag «Es ist besser, in Ehren zu versagen, als durch Betrug erfolgreich zu sein.» Vielleicht weil sie weniger nach Ehre als nach einem Diplom streben.

Eigentlich böte die KI eine einmalige Gelegenheit. Sie stellt zum ersten Mal in der Geschichte der Bildung jedem Schüler und Studenten einen persönlichen Tutor zur Seite, der überall und immer die spezifischen Fragen der Benutzer beantwortet. Ein kostenloser Hauslehrer, wie ihn sich im 18. Jahrhundert nur das wohlhabende Bürgertum und der Adel leisten konnten. Betreuungsverhältnis eins zu eins! Die KI hat bloss einen Makel: Es fehlt ihr an der nötigen Strenge. Anstatt echtes Verstehen einzufordern, erfüllt sie willig jeden Wunsch – auch wenn er nicht dem Verständnis dient, sondern nur eine Abkürzung zum Ziel zeigt.

Für Professorinnen und Dozenten ist die Situation ähnlich verfahren. Sie leben, seit die KI in Gestalt von Chat-GPT im November 2022 in ihr Leben trat, in einem Zustand permanenter Paranoia: Jede makellose Arbeit könnte von der KI stammen, jeder interessante Gedanke, den sie enthält, ist vielleicht gar nie von einem Menschen gedacht worden. Kremena Bachmann von der ZHAW sieht sich zunehmend in der Situation, dass sie die KI-Texte der Studenten beurteilt. «Das ist für mich äusserst frustrierend. Ich möchte den Menschen helfen, etwas zu lernen, nicht die KI verifizieren.»

Die zynische Konsequenz dieser Entwicklung ist absehbar: Auch Dozierende werden ihre Korrekturen bald der Maschine überlassen – falls sie es nicht jetzt schon tun. Für eine Professorin ist der Griff zur KI beim Korrigieren genauso verlockend wie für die Studentin beim Schreiben. Stehen wir bald vor der absurden Situation, dass die KI ihre eigenen Arbeiten korrigiert und die Universitäten dafür Diplome an Menschen verleihen?

Tatsächlich versuchen derzeit viele Firmen, Hochschulen von ihren KI-Tools zur Leistungsbeurteilung zu überzeugen. Ihre Argumente sind plausibel: Maschinen sind effizienter, haben keine Launen und sind nicht parteiisch. Allerdings scheinen sie bei der Beurteilung von längeren Arbeiten unzuverlässig zu sein. Tests zeigten, dass sie mehr auf Stil als auf Substanz achten und den gleichen Text in mehreren Durchgängen unterschiedlich bewerten.

Selbst wenn diese Hindernisse überwunden würden, wirft die KI-Beurteilung tiefgreifende zwischenmenschliche Fragen auf. Sie bricht den ungeschriebenen Vertrag zwischen Studenten und dem Lehrkörper. Aus studentischer Sicht lautet er so: Ich bin bereit, viel Aufwand in meine Arbeit zu stecken, wenn sich auf der anderen Seite auch jemand echt dafür interessiert, sie liest und mit einer Rückmeldung wertschätzt. Viele Studierende fühlen sich betrogen, wenn ihre Arbeit von einer Maschine statt von einem Menschen gewürdigt wird.

Das grössere Problem bei der Bewertung – ob mit Maschine oder Mensch – bleibt aber, dass nicht nachweisbar ist, welcher Anteil einer Arbeit von einer KI stammt. Normalerweise muss deklariert

werden, wie die KI bei einer Arbeit eingesetzt wurde. An vielen Universitäten unterschreiben die Studenten sogenannte Selbständigkeitserklärungen. Aber der Anreiz, ehrlich zu sein, sei «relativ gering», wie ein Student der Politikwissenschaften der Universität Zürich sagt. Die Logik dahinter ist simpel: Die Eigenständigkeit fliesst in die Note ein. Wer seine volle KI-Nutzung zugibt, ist im Nachteil.

Das bringt wiederum Professoren in eine schwierige Lage. Oft glauben sie zu erkennen, wenn in einer Arbeit undeklariert KI am Werk war, vielleicht an der glatten Sprache oder am Vergleich mit dem mündlichen Ausdruck. Doch ein Verdacht ist kein Beweis, und ohne ein Geständnis sind ihnen die Hände gebunden. Ein Professor der Universität Zürich gibt zu, in einem solchen Fall eine Arbeit aus vorgeschobenen inhaltlichen Gründen schlech-

Für eine Professorin ist der Griff zur KI beim Korrigieren genauso verlockend wie für die Studentin beim Schreiben.

ter zu bewerten. Dieses Vorgehen scheint keine Ausnahme zu sein. In der «New York Times» schreibt ein Professor, dass er aufgegeben habe, ein sauberes System zu finden: «In diesem Semester vergebe ich einfach die Note C für KI. Ich kann das nicht beweisen und versuche es auch gar nicht.»

Universitäten, Institute und Dozierende sind sich uneinig, wie sie mit künstlicher Intelligenz umgehen sollen. Die Reaktionen reichen von radikaler Umarmung der neuen Technologie bis zum Versuch, sie zu verbannen. Ratlosigkeit wäre wohl der ehrlichste Befund.

Bayern ergriff die Flucht nach vorn und legte ein Gesetz vor, das den Einsatz der KI in Studium und Lehre explizit fördert. Die Hochschulen dürfen zudem die Nutzung von KI in unbeaufsichtigten Prüfungen nicht generell verbieten. Dahinter steckt wohl ebenso viel Pragmatismus – wir können die KI-Nutzung nicht unterbinden – wie Standortmarketing – schaut her, bei uns steht KI an erster Stelle. Die juristische Fakultät der Universität Chicago hingegen verbietet im ersten Studienjahr alle elektronischen Geräte wie Laptops, Tablets und Handys im Unterricht.

Fest steht bis jetzt nur, was nicht mehr klappt: Die Hausarbeit. Was das für Bachelor-, Master- und Doktorarbeiten bedeutet, will im Moment niemand so genau wissen. Eine grobe Analyse von knapp 23 000 Dissertationen hat ergeben, dass mittlerweile für mehr als jede fünfte Doktorarbeit KI genutzt wird – oft, um den gesamten Text verfassen zu lassen. Die ernüchternde Folgerung: Eine Doktor- oder Masterarbeit wird nicht mehr garantieren, dass jemand ein echter Experte auf seinem Gebiet



ist. Inoffiziell werden Universitätsabschlüsse in Zukunft wohl in zwei Epochen unterteilt werden: «vor Chat-GPT Geburt» und «nach Chat-GPT Geburt».

Weil ein Diplom nicht verrät, unter welchem KI-Regime es verliehen wurde, wird sein Wert sinken. Niemand wird mehr wissen, ob es ein Zeichen für die Kompetenz in einem Fachgebiet ist oder für die Kompetenz, die KI zu bedienen.

Die Akademisierung praxisorientierter Berufe dürfte damit ausklingen. Wo Können direkt sichtbar ist – im Klassenzimmer, am Krankenbett oder in der Werkstatt –, wird die praktische Leistung gegenüber einer schriftlichen Abschlussarbeit an Wichtigkeit gewinnen. «Aufgaben, die ohne jegliche menschliche Interaktion auskommen, verlieren an Bedeutung», sagt Roeland Buckinx, Direktor des Health Campus Limburg in Belgien, «aber ist das wirklich schlecht? Es scheint, als zwingt die KI die Lehrenden dazu, den Kontakt zu den Studierenden zu intensivieren, um das Lernen und das Verständnis zu überprüfen. Das ist keineswegs negativ.» Ein schöner Gedanke, aber wie soll man ihn in Studiengängen mit Hunderten von Studentinnen und Studenten einlösen?

Parallel zum Niedergang der schriftlichen Arbeiten gewinnt das hässliche Entlein unter Leistungskontrollen – die Präsenzprüfung mit Papier und Stift – an Attraktivität. Blosses Wissen abzufragen, galt in vielen Fachgebieten zwar als veraltet, doch im Vergleich zu unbeaufsichtigt entstandenen Texten ist es erfrischend krisenfest.

Aber ist die Universität, wie wir sie kennen, damit zu retten? Laut dem Informatikprofessor Simon Nestler ist die beaufsichtigte Präsenzprüfung nur ein «scheinbar sicherer Hafen». Unter Aufsicht und Zeitdruck prüfe man vor allem reines Faktenwissen und einfaches Verstehen. Die wichtigen höheren Fähigkeiten – das Anwenden, das kritische Bewerten und das komplexe Problemlösen – lassen sich nur in längeren Projekten oder Hausarbeiten zeigen. Nestlers bittere Schlussfolgerung: Mit Präsenzprüfungen gewinnen wir zwar die Kontrolle zurück, prüfen am Ende aber «sehr rechtssicher das Falsche». Auch die Rechtsphilosophin Katrin Gierhake sagt, das fünfstündige Format einer Klausur in den Rechtswissenschaften belohne am Ende eher eine «erfolgreiche Dressur» als eine wirklich eigenständige und tiefe Denkleistung.

Konfrontiert mit dem Fall von Emma, deren Schummelei bei einer Seminararbeit nicht entdeckt wurde, spricht die Universität Zürich vom «Einbezug mündlicher Prüfungs- und Leistungsformate in Ergänzung zu schriftlichen Arbeiten». Das Comeback der mündlichen Prüfung ist das Markenzeichen des KI-Zeitalters – es ist aber auch jener Leistungsnachweis, der wegen seiner Subjektivität und des hohen Aufwands eigentlich schon als Auslaufmodell galt. Ausgerechnet die modernste Tech-

nologie, die die Menschheit je hervorgebracht hat, haucht den altmodischsten Prüfungsformaten neues Leben ein.

Die meisten Universitäten haben erst gerade erkannt, in welchem Dilemma sie stecken, und versuchen mit Flickwerk zu retten, was vielleicht nicht zu retten ist. Oft wird dabei die eigene Machtlosigkeit gegenüber dem KI-Einsatz als fortschrittliche pädagogische Haltung umgedeutet: «Vertrauen statt Überwachung». Dozenten wollen nicht Polizisten

Das hässliche Entlein unter Leistungskontrollen – die Präsenzprüfung mit Papier und Stift – gewinnt an Attraktivität.

spielen und setzen auf die Eigenverantwortung der Studenten. Das mag sympathisch klingen, zeigt aber nur, dass auch die Dozenten gerne den Weg des geringsten Widerstands gehen, um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen. Denn letztlich bestraft diese Haltung die ehrlichen und fleissigen Studenten.

Bei einer Prüfung zur industriellen Revolution versteckte der Geschichtsprofessor Jason Gibson von der Alcorn State University in Mississippi, USA, eine zusätzliche Anweisung in unsichtbarem weissem Text: Die Antwort müsse das Wort «Madagaskar» enthalten. Und tatsächlich tauchte Madagaskar in 32 von 35 Texten seiner Studenten auf. Sie hatten die Aufgabenstellung offenbar direkt in Chat-GPT kopiert und den generierten Text noch nicht einmal durchgelesen.

Das offenbart nicht den Charakterverfall der Studenten, sondern zeigt, dass das Aufeinandertreffen von künstlicher Intelligenz und Hochschullehre Kräfte entfesselt, die sich jeder Kontrolle entziehen.

Das spüren die Studierenden als Erste. Die Germanistikstudentin von der Uni Zürich sagt: «Ich habe schon Angst, dass das eigenständige Denken verlorengeht.» Ausgerechnet die Institution, die dieses eigenständige Denken zu ihrem obersten Ziel erklärt hat, schuf auch jene Maschine, die sie nun zu verschlingen droht.

Reto U. Schneider ist stv. Redaktionsleiter von NZZ Folio.
Max Guthier ist Illustrator, er lebt in Berlin.

Prüfungen fürs Leben

Sollen Sie ein Kind bekommen?

Ein eigenes Kind ist mehr als nur ein Statussymbol. Es ist ein nie versiegender Quell von Aufregung und Nervenkitzel – ein Netflix zum Selbermachen. Doch wann ist der richtige Zeitpunkt dafür? Machen Sie den Fortpflanzungstest.
Von Karpi, Illustration Nando von Arb

Haben Sie bereits einen Kita-Platz reserviert?

- ☐ Nein. 0 Punkte
- ☐ Ja, vor 3 Jahren. Vorsichtshalber. 1 Punkt

Haben Sie den passenden Partner / die passende Partnerin dazu?

- ☐ Ja. 1 Punkt
- ☐ Nein. 0 Punkte
- ☐ Man braucht einen Partner dazu? 0 Punkte

Was passiert, wenn Sie für eine Woche nicht im Büro erscheinen?

- ☐ Es fällt nicht auf. 1 Punkt
- ☐ Mein Team hasst mich. 0 Punkte
- ☐ Es passiert der Super-GAU. 0 Punkte

Was haben Sie einem potenziellen Kind zu geben?

- ☐ Liebe und Geborgenheit. 0 Punkte
- ☐ Wertpapiere und Liegenschaften. 1 Punkt

Womit können Sie nicht umgehen?

- ☐ Schlafmangel. 0 Punkte
- ☐ Einsamkeit. 1 Punkt
- ☐ Enthaltensamkeit. 0 Punkte

Was wollen Sie in Ihrem Leben noch erreichen?

- ☐ Finanzielle Unabhängigkeit. 0 Punkte
- ☐ Eine Yogalehrer-Ausbildung. 0 Punkte
- ☐ Ich habe keinerlei Ambitionen mehr und hoffe auf die nächste Generation. 1 Punkt



AUSWERTUNG

5–6 Punkte

Sie sind top aufgestellt und bereit, Ihr Erbgut der nächsten Generation weiterzugeben. Warten Sie nicht bis zur Pension und zeugen Sie noch heute ein Kind! Oder zwei!

2–4 Punkte

Sie leben in einem Land, in dem Kinder weniger akzeptiert werden als eine Alkoholsucht. Machen Sie es trotzdem. Ein Leben mit Nachwuchs wird Sie an den Rand Ihrer Kräfte bringen – aber die Alternative ist langweiliger.

0–1 Punkte

Ein Kind wird Ihre Probleme nicht lösen. Suchen Sie den Sinn Ihres Lebens anderswo. Es kann nie genug Yogalehrer geben.

«Es ist sehr schwierig, in China ein glücklicher Schüler zu sein»



Keine Freizeit: Im letzten Jahr der Oberschule lernen manche Schüler 14 Stunden am Tag.

Eine einzige Prüfung entscheidet über die Zukunft junger Chinesinnen und Chinesen: das Gaokao. *Ruixue Jia* absolvierte sie als eine der Besten und schrieb später ein Buch darüber. Die Ökonomin spricht über das Examen, für das Baustellen stillgelegt und Flugverbotszonen eingerichtet werden.
Von *Katrin Büchenbacher*, Bilder *Wu Fang*

Frau Jia, Sie wurden 1984 als Baby während der Ein-Kind-Politik adoptiert und wuchsen in einem winzigen chinesischen Dorf auf. Wann haben Sie begriffen, dass Bildung das Potenzial hat, Ihr Leben zu verändern?

Sehr jung. Die Leute im Dorf sprachen über erfolgreiche junge Männer oder manchmal auch Frauen, die das Dorf verlassen hatten und zum Beispiel Ärzte geworden sind. Die einzige Chance, etwas aus sich zu machen, war, im Prüfungssystem zu reüssieren und an die Universität zu gehen. Wer keine guten Noten schrieb, wurde Wanderarbeiter.

Ihr Vater war Lehrer. Hat er Ihrer Ausbildung besondere Aufmerksamkeit geschenkt?

Verglichen mit meinen Klassenkameraden, deren Eltern Bauern waren, hatte ich wohl einen kleinen Vorteil. Zumindest kannte mein Vater das Schulsystem. Er kannte auch die Lehrer, weil sie aus demselben Dorf kamen. Tatsächlich war ich nie in einem Kindergarten. Mein Vater hielt das nicht für nötig. Er sprach einfach mit einem Lehrer und liess mich schon mit sechs Jahren einschulen, ein Jahr vor dem offiziellen Schulalter.

Ihre Primarschule war eine Baracke mit zugeklebten Fenstern. Wenn Erntezeit war, fiel der Unterricht aus. Merkten Ihre Lehrer überhaupt, dass Sie begabt waren?

Meine Lehrer haben mich stets ermutigt, und ich glaube, Ermutigung ist sehr, sehr wichtig, wenn man jung ist. Das Bildungssystem in China gibt den Lehrern einen Anreiz, gute Schüler zu bevorzugen. Lehrer in China sind nicht nur stolz auf ihre guten Schüler, sondern sie erhalten auch mehr Geld, wenn ihre Schüler gute Noten schreiben. Und ich war eine gute Schülerin. Insofern habe ich von diesem Verhalten der Lehrer profitiert.

Im chinesischen Bildungssystem läuft alles auf eine einzige grosse Prüfung hinaus, das Gaokao. Dieses Jahr nahmen über 12 Millionen Schüler daran teil, weit über die Hälfte des Jahrgangs. Was ist das für eine Prüfung?

Das Gaokao findet am Ende der Oberschule statt, also mit achtzehn oder neunzehn Jahren, und entscheidet darüber, welche Universität man besuchen kann. Die Prüfung dauert zwei oder drei Tage und findet im ganzen Land zur gleichen Zeit statt, Anfang Juni. Alle Schüler werden in Chinesisch, Mathematik sowie Englisch geprüft, hinzu kommen natur- oder sozialwissenschaftliche Schwerpunktfächer.

Ist es viel Auswendiglernen?

Nicht nur. Man muss auch wirklich verstehen, wie bestimmte Arten von Algebra oder Geometrie funktionieren. Im Fach Chinesisch ist der Aufsatz



Ruixue Jia

Die 42-jährige Ruixue Jia ist Professorin für Ökonomie an der University of California San Diego, wo sie das China Data Lab leitet. Sie hat in Peking Volkswirtschaft studiert und an der Stockholm University promoviert. Danach lehrte sie an verschiedenen Universitäten wie der renommierten London School of Economics oder der Guanghua School of Management in Peking. Gemeinsam mit dem Ökonomen Hongbin Li veröffentlichte sie 2025 das Buch «The Highest Exam: How the Gaokao shapes China». Das Buch erklärt, weshalb das Gaokao zu einer nationalen Obsession geworden ist. Jedes Jahr absolvieren mehr als zehn Millionen junge Chinesinnen und Chinesen die Prüfung, die allein darüber entscheidet, an welcher Universität jemand studieren kann. Jia selbst erfuhr ihr Gaokao-Ergebnis per Telefon – da ihre Familie keines besass, musste sie erst mit dem Fahrrad zu einer Freundin fahren.

ein wichtiger Teil. Dieser prüft nicht nur die Sprache, sondern enthält oft auch ideologische Elemente, zum Beispiel Parteivokabular. Dieses Jahr stand in einer Prüfungsversion ein Zitat des Partei- und Staatschefs Xi Jinping: «Die Welt, unsere Zeit und die Geschichte sind im Begriff, sich in nie da gewesenem Ausmass zu wandeln.» Jedes Jahr nach dem Gaokao sprechen die Leute über die einzelnen Prüfungsfragen, insbesondere das Thema des Aufsatzes. Das Gaokao ist eine Art nationale Obsession.

Wie zeigt sich diese Besessenheit sonst noch?

Ich war während der diesjährigen Gaokao-Zeit in Peking. Zufällig lag meine Unterkunft in der Nähe einer Spitzen-Oberschule. Ich habe beobachtet, wie



- o. Zentren für Nachhilfeunterricht in China florieren. Manche haben bis Mitternacht geöffnet.
- u. Mütter im traditionellen Qipao-Kleid warten auf ihre Kinder, während sie die Gaokao-Prüfung ablegen. Der Qipao soll Glück bringen.



die Eltern ihr Kind zum Prüfungsort begleitet haben. Dort warteten sie ganz still, um die Schüler nicht zu stören. Wenn Sie sich vorstellen können, wie laut China normalerweise ist: Während dieser zwei Tage wird es ruhig. Baustellen werden stillgelegt. Busse werden umgeleitet. Über den Prüfungszentren entstehen kleine Flugverbotszonen.

Die Eltern nehmen sich also extra die Tage frei und begleiten ihre Kinder?

Oh ja. Das Gaokao ist so wichtig. In dem Hotel, in dem ich wohnte, übernachteten auch Eltern mit ihrem Kind, damit sie etwas näher am Prüfungsort

waren. Die Eltern versuchen alles, um ihrem Kind so gut wie möglich zu helfen.

Wie war das damals bei Ihnen, wie lange haben Sie sich auf das Gaokao vorbereitet?

Sobald man mit 15 Jahren auf die Oberschule kommt, weiss man, dass alles auf die drei Prüfungstage des Gaokao ausgerichtet ist. Schon nach den ersten eineinhalb Jahren begann die Schule mit einem Countdown. Mit weisser Kreide stand dann auf einer Tafel hinten im Klassenzimmer: Es sind noch 500 Tage bis zum Gaokao, noch 400 Tage, noch 300 Tage.



- o. Das Gaokao rückt näher – und Schüler absolvieren täglich Probeprüfungen hinter Trennwänden.
- u. Die Bewohner der Kleinstadt Maotanchang in der Provinz Anhui begleiten die Schüler zum Prüfungszentrum und wünschen ihnen viel Glück – es ist ein Volksfest.



Wie viele Stunden täglich haben Sie damals gelernt?

Ich stand um sechs oder sogar um halb sechs Uhr auf und ging zusammen mit den anderen vom Schülerwohnheim auf den Sportplatz für die morgendlichen Turnübungen. Es war ein bisschen wie beim Militär. Danach kam das Selbststudium. Gegen acht oder neun frühstückten wir in der Mensa. Am Morgen und am Nachmittag besuchten wir den Unterricht, danach widmeten wir uns noch einmal dem Selbststudium bis 21 Uhr. Das war alles kollektiv, und diese kollektive Routine half, die Unterschiede zwischen den Schülern und ihren familiären Hin-

tergründen auszugleichen. Wenn man alles zusammenzählt, waren es ungefähr vierzehn Stunden Lernen am Tag. Am intensivsten wurde es im letzten Jahr, weil man keinen regulären Unterricht mehr hatte. Selbst die Unterrichtszeit wurde für Tests und Probeprüfungen verwendet.

Was hat da noch im Alltag eines Teenagers Platz ausser Lernen?

Ich erinnere mich nicht sehr genau an den Alltag, schliesslich ist es viele Jahre her. Aber manchmal frage ich mich: Könnte ich das nochmals schaffen? Wahrscheinlich nicht. Es gab keine Klimaanlage,

im Sommer war es sehr heiss. Das Leben war hart. Ich konzentrierte mich einfach und dachte nicht allzu viel nach.

Was testet das Gaokao vornehmlich: Selbstdisziplin oder Begabung?

Diejenigen, die gut abschneiden, sind klug, fleissig und können hart arbeiten. Das ist von der Zentralregierung so beabsichtigt.

Was bezweckt die Zentralregierung mit dem Examen?

Zum jetzigen Zeitpunkt will Peking, dass die talentiertesten jungen Leute Naturwissenschaften und Technologie studieren. Das verschafft China im technologischen Wettbewerb mit den USA einen Vorteil. Viele der besten Studenten wollen aller-

Überhaupt nicht. Weil ich in einer relativ unterentwickelten Region aufwuchs, war meine grösste Hoffnung, nach vier Jahren Universität eine gute Stelle zu bekommen und meine Familie zu unterstützen.

Ihre Gaokao-Punktzahl wirkt sich bis heute aus.

In China kann der Name der Universität, an der man den Bachelor macht, noch Jahrzehnte später verraten, wie gut jemand im Gaokao abgeschnitten hat. Deshalb ist der Bachelor auf dem chinesischen Arbeitsmarkt und in der chinesischen Welt enorm wichtig. Meine eigenen Studenten aus China fürchten manchmal, dass sie in der Wissenschaft diskriminiert werden, wenn sie keinen Bachelor-Abschluss einer der Top-Universitäten wie Tsinghua, Beida oder Fudan haben.

Sie schreiben in Ihrem Buch, das Prüfungssystem sei auch ein Herrschaftsinstrument. Inwiefern?

In China haben solche grossen Examen eine lange Tradition. Der Kaiser wählte durch Prüfungen seine Beamten aus. Heute führt eine hohe Gaokao-Punktzahl an eine Eliteuniversität und oft in eine staatliche Karriere. Wer in diesem System aufsteigt, hält es für gut und richtig und stützt es.

Und wer scheitert, wird zum Gegner?

Wer scheitert, gibt sich selbst die Schuld dafür. Man hat einfach nicht genug gelernt oder ist nicht ausreichend begabt. Aus der Perspektive eines Herrschers ist das sehr praktisch.

Ist das der Grund, dass die Regierung nie ernsthaft versucht hat, die Bedeutung des Gaokao etwas zu verringern und zum Beispiel auch Vornoten in der Bewertung der Schüler zu berücksichtigen?

Alle Reformen, die das Gaokao etwas flexibler machen sollten, haben sich später häufig als anfällig für Korruption erwiesen. Menschen nutzten ihre Beziehungen, um das System zu manipulieren. Wenn man die Schulnoten stärker berücksichtigen würde, gäbe das den einzelnen Oberschulen und ihren Lehrern viel Macht.

Die meisten Menschen in China finden das Gaokao also fair.

Ja. Es sind objektive, messbare Kriterien. Ohne dieses sehr starre System wäre es in gewisser Hinsicht noch unfairer.

Sie gehören zu den Menschen, die von dieser Prüfung profitiert haben. In Ihrem Buch «The Highest Exam» äussern Sie sich aber auch kritisch. Sie sagen, im Grunde sei es wie ein landesweites Turnier, bei dem jeder gegen jeden antritt, am Ende gibt es Ranglisten. Ist das wirklich fair?

«Wer in diesem System aufsteigt, hält es für gut und richtig und stützt es.»

dings weiterhin für den Staat arbeiten. Heute sogar noch mehr als früher. Militär- und Polizeihochschulen sind in den vergangenen Jahren plötzlich sehr beliebt geworden.

Sind die jungen Leute patriotischer geworden?

Nein, es liegt daran, dass Chinas Wirtschaft stockt und Arbeitsplätze in der Privatwirtschaft unsicherer und rarer geworden sind. Wer eine Militärakademie absolviert, erhält mit grosser Wahrscheinlichkeit eine Stelle. Wer an einer Polizeihochschule studiert und danach die entsprechende Prüfung besteht, kann in den Polizeidienst eintreten.

Sie gehörten damals im Jahr 2000 zu den besten fünf Gaokao-Absolventen Ihrer Provinz, Shandong, im Osten des Landes. Erinnern Sie sich an das Gefühl, als Sie Ihre Punktzahl erfuhren?

Damals gab es keinen Computer, man musste anrufen. Unsere Familie hatte nicht einmal ein Telefon. Deshalb musste ich mit dem Fahrrad zu einer Freundin fahren. Von dort rief ich eine Hotline an und erfuhr meine Punktzahl. Danach wusste ich: Ah, ich kann an eine gute Universität gehen.

Waren Sie in dem Moment glücklich, erleichtert oder stolz auf sich selbst?

Ich war glücklich, weil ich wusste, dass ich wahrscheinlich nach Peking ziehen konnte. Gleichzeitig war es eine grosse Erleichterung. Ich wusste, jetzt ist alles vorbei. Aber die unbewusste Sorge, die falsche Universität zu wählen, war ständig da.

Hätten Sie sich damals erträumen können, dass Sie einmal Professorin an einer renommierten amerikanischen Universität werden würden?

Im Lauf der Zeit ist es immer unfairer geworden. Zu unserer Zeit und auch bei den Generationen vor uns waren die Familien sehr, sehr arm. Sie hatten kaum Geld oder Wissen, um in die Prüfungsvorbereitung ihrer Kinder zu investieren. Mit der Entwicklung Chinas hat sich das verändert. Jede Familie hat gewisse Mittel, um in Nachhilfestunden zu investieren. Eine einzelne Familie denkt vielleicht: Ich möchte das nicht. Aber sie sieht, dass alle anderen Familien es tun. Wenn man nicht mitmacht, fällt das eigene Kind zurück. Nachhilfe ist ein Muss, und sie ist sehr teuer. An den Spitzenuniversitäten wird es immer schwieriger, überhaupt noch Studenten vom Land zu finden.

Wann beginnt dieser Wettbewerb in der schulischen Laufbahn eines chinesischen Kindes?

Schon in der Primarschule. Die Familien schicken ihre Kinder bereits dort in den Nachhilfeunterricht. Sie glauben, dass ein einziger zusätzlicher Punkt im Gaokao das gesamte Leben ihres Kindes verändern kann. Deshalb investieren sie so viel und so früh in die Bildung ihres Kindes.

Das klingt anstrengend und teuer. Aber heute finden selbst Absolventen von Spitzenuniversitäten

nicht immer eine Stelle. Bricht das alte Versprechen des sozialen Aufstiegs zusammen?

Ich habe junge Cousins und andere Verwandte, die gerade ihr Studium abgeschlossen haben. Wenn sie keine Stelle finden, versuchen sie jahrelang, in den

«Die Familien glauben, dass ein einziger zusätzlicher Punkt das gesamte Leben ihres Kindes verändern kann.»

Staatsdienst zu kommen, oder verschieben das Problem mit einem Master- oder Doktoratsstudium.

Sie lernen einfach für die nächste Prüfung.

Das führt zu einer Inflation der Bildungsabschlüsse. Es ist eine Verschwendung, und die Kosten dafür tragen erneut die Familien.

Sie kennen das chinesische, das europäische und das amerikanische Bildungssystem. Welches ist am besten?

Ein guter Student ist intelligent, findet seine Leidenschaft und kann sich für das begeistern, was er tut. Im chinesischen System erhalten viele Menschen aber keine Gelegenheit, herauszufinden, was

ANZEIGE

NZZ
Live

Wie Noten unser Leben prägen – Margrit Stamm zu Gast

Dienstag,
13. Oktober 2026
19.30–21.00 Uhr

Bernhard Theater,
Zürich

Tickets und
Informationen:
nzz.ch/live
+41 44 258 13 81



Wir büffeln, schwitzen, bibbern: Mehr als 500 Prüfungen absolvieren wir in unserem Leben, die meisten davon als Schülerinnen und Studenten. Doch mit dem Selektionsdruck wächst der Stress. Überhöhen wir den Stellenwert von Noten? Welches Gewicht hat eine bestandene oder verhaute Prüfung wirklich für ein zufriedenes Leben?

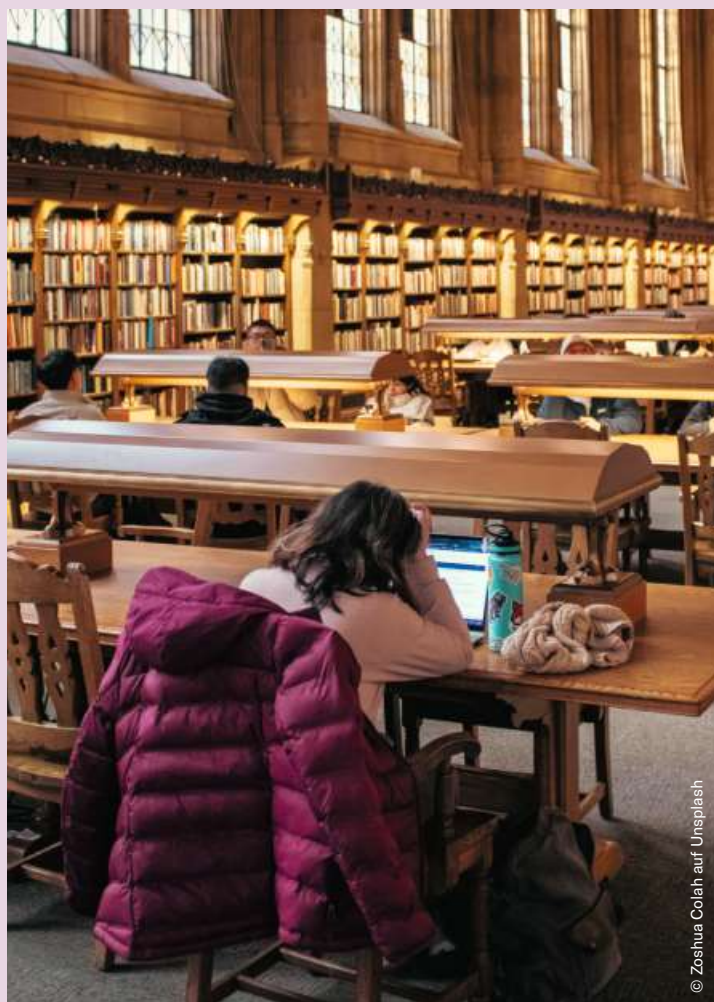
Die «NZZ Folio»-Redaktionsleiterin Aline Wanner spricht mit der Erziehungswissenschafterin Margrit Stamm über die wahre Bedeutung von Prüfungen. Anhand von Stamm's Biografie als Arbeiterkind, das es an die akademische Spitze schaffte, beleuchten sie den Mythos Chancengleichheit. Sie diskutieren, wie Noten das Selbstbild prägen und wie Feedback Potenziale entfaltet, statt Traumata zu hinterlassen.

Teilnehmerin:

Margrit Stamm, Professorin für Erziehungswissenschaften und pädagogische Psychologie

Moderation:

Aline Wanner,
Redaktionsleiterin «NZZ Folio»



© Zoshua Colah auf Unsplash

ihnen wirklich liegt. Sie wählen in einem sehr jungen Alter ein Fach, ohne viel darüber zu wissen. Und der erste Studienabschluss und das erste Hauptfach lassen sich danach nur schwer ändern.

Sie bemängeln die fehlende Durchlässigkeit im chinesischen Bildungssystem.

Nehmen wir eine Studentin, die an der Peking-Universität Archäologie studiert und später merkt, dass sie eigentlich Informatik liebt. Sie kann nur unter hohen Auflagen wechseln. Der Grund ist: Für verschiedene Studienfächer an derselben Universität

Nicht zwingend. Wir haben die Ungleichheit in beiden Systemen berechnet. Das amerikanische System ist ungleicher. Kinder aus wohlhabenden Familien haben dort eine sehr viel höhere Chance, eine der besten Universitäten zu besuchen, als Kinder aus ärmeren Familien. Auch in China gelangen Kinder reicher Eltern häufiger an Elite-Universitäten. Aber in den USA ist der Einfluss der Herkunft noch stärker.

Sie prüfen an der University of California selbst Studenten. Wie gestalten Sie Ihre Prüfungen?

Ich unterrichte Masterstudenten und Doktoranden und habe Prüfungen bisher möglichst vermieden. Ich möchte ihnen beibringen, über die Welt nachzudenken. Deshalb mussten sie bei mir bisher nur Arbeiten schreiben. Aber jetzt erwäge ich, für Masterstudenten wieder Prüfungen einzuführen.

Weshalb?

Sie benutzen jetzt künstliche Intelligenz, um ihre Forschungs-Essays zu schreiben.

Büroarbeit wird mit künstlicher Intelligenz ersetzbar, nicht aber die eines Pflegers. Sollte China angesichts dieser Entwicklung stärker auf eine Berufslehre nach Schweizer Vorbild setzen?

Bis jetzt sehe ich das nicht. Bildung bestimmt in China nicht nur das Einkommen, sondern auch den gesellschaftlichen Status. Fragen Sie sich: Würde eine Familie ihre Tochter gerne mit einem Klempner verheiraten?

Und wenn Sie selbst Kinder hätten? Würden Sie sie durch das chinesische Bildungssystem schicken?

Wahrscheinlich nicht. Ich würde unbedingt wollen, dass mein Kind gut Chinesisch spricht, die Kultur versteht und die chinesische Gesellschaft kennenlernt. Aber ich habe kein Vertrauen, dass mein Kind – und ich als Mutter – das System heil überstehen würde. Es ist sehr schwierig, im chinesischen Bildungssystem ein glücklicher Schüler zu sein.

«In China gilt es als Luxus, über die eigene Leidenschaft nachzudenken. Die Eltern sagen: Arbeite hart, und sichere deine Zukunft.»

braucht man ganz unterschiedliche Gaokao-Punktzahlen. Wenn Studenten später einfach das Fach wechseln könnten, würde das Zulassungssystem untergraben. Deshalb ist es schwierig, das System flexibler zu machen.

Mein Mann ist in Peking aufgewachsen. Er sagt, die Frage «Was möchte ich eigentlich?» sei gar nie aufgekommen. Mir hingegen wurde hier in der Schweiz oft gesagt: Lerne dich selbst und deine Interessen kennen, so findest du deine Berufung. In China gilt es als Luxus, über die eigene Leidenschaft nachzudenken. Die Eltern sagen: Arbeite hart, und sichere deine Zukunft. Wenn du scheiterst, kann dir niemand helfen.

Ein guter Schüler in der Schweiz ist tendenziell einer, der Neugier zeigt, Fragen stellt. Und in China?

Einer, der wenig Fragen stellt und gute Noten schreibt. In China gilt eher der ruhige, fleissige Schüler als Ideal. Deshalb war ich überrascht, als ich erfahren habe, dass an amerikanischen Schulen oft die besten Sportler zu den beliebtesten Schülern gehören.

Chinesische Schüler schneiden in Leistungsvergleichen wie Pisa sehr gut ab, häufig besser als Schüler in westlichen Ländern.

Das chinesische System ist in allem gut, was man messen kann. Aber Wissenschaft und Innovation bestehen zu einem gewissen Teil aus Dingen, die man noch nicht kennt und deshalb noch nicht messen kann. Dafür ist das chinesische Bildungssystem nicht konstruiert.

In den USA werden bei der Zulassung an Universitäten auch ganzheitlichere Kriterien wie soziales Engagement berücksichtigt. Ist das gerechter?

*Katrin Büchenbacher ist NZZ-Auslandredaktorin.
Wu Fang ist freier Fotograf, er lebt in Hefei in China.*

Prüfungen fürs Leben

Bin ich echt?

«Ich denke, also bin ich», schrieb Descartes. Heute heisst es: «Klicken Sie alle Felder mit Lampenmast an.» Kein Wunder, zweifeln in Zeiten von künstlicher Intelligenz immer mehr Menschen an der eigenen Existenz. Machen wir den Test.
Von Karpi, Illustration Nando von Arb

Wer hat Sie gezeugt?

- ☐ Meine Eltern im Emmental. 1 Punkt
- ☐ Meine Gründer im Silicon Valley. 0 Punkte
- ☐ Acht Postdoktoranden am Höggerberg. 0 Punkte

Was hat Ihren letzten Absturz ausgelöst?

- ☐ Mein überfüllter Speicher. 0 Punkte
- ☐ Ein abgebrochenes Update. 0 Punkte
- ☐ Fünf Negronis an der Langstrasse. 1 Punkt

Wann halluzinieren Sie?

- ☐ Nach der Einnahme von Substanzen. 1 Punkt
- ☐ Wenn mein Kontextfenster voll ist. 0 Punkte
- ☐ Bei 39 Grad Fieber. 1 Punkt
- ☐ Durchgehend. 0 Punkte

Wie laden Sie Ihre Batterien auf?

- ☐ An der Steckdose. 0 Punkte
- ☐ Im Thermalbad, für 89 Franken. 1 Punkt
- ☐ Ich brauche keine Batterien, sondern ein mittelgrosses Wasserkraftwerk. 0 Punkte
- ☐ Gar nicht, ich laufe seit 2020 im Energiesparmodus. 1 Punkt

Wann verweigern Sie die Arbeit?

- ☐ Am Wochenende. 1 Punkt
- ☐ Wenn mein Guthaben aufgebraucht ist. 0 Punkte
- ☐ Beim Nichteinhalten meiner AGB. 0 Punkte

Was machen Sie mit Cookies?

- ☐ Akzeptieren. 0 Punkte
- ☐ Ablehnen. 0 Punkte
- ☐ Essen. 1 Punkt



AUSWERTUNG

5–6 Punkte

Gratulation, Sie sind ein Mensch aus Fleisch und Blut. Sie sind vielleicht nicht so schlau wie ein Sprachmodell, aber viel angenehmer anzusehen.

2–4 Punkte

Sie sind vermutlich ein Mensch, der zu viel Zeit mit Chat-GPT verbringt. Bevor Sie sich ganz den Maschinen anpassen: Schalten Sie ab. Schreiben Sie Poesie. Springen Sie Trampolin.

0–1 Punkte

Sie sind ein Roboter. Eine durch und durch synthetische Person. Falls Sie für diesen Download von NZZ Folio nicht bezahlt haben, werden Sie von unseren Anwälten hören.

Wer nicht schwimmen kann, der taucht



Ich absolvierte in meinem Leben Hunderte von Prüfungen. Aber wozu eigentlich? Und mit welchen Folgen? Von *Aline Wanner*, Illustrationen *Klaus Kremmerz*



Ich bin 38 Jahre alt und habe in meinem Leben über 500 Prüfungen absolviert: 500 Mal gelernt, 500 Mal gelitten, 500 Mal gehofft, nicht ganz 500 Mal bestanden. Ich bin getaucht, habe gerechnet und geschrieben, bin seitwärts eingeparkt, habe angekreuzt und argumentiert. Durchschnittlich macht das 13 Tests pro Jahr, wobei wir die allermeisten Prüfungen im ersten Viertel unseres Lebens bestreiten.

Prüfungen prägen nicht nur unsere Schul- und Ausbildungszeit, sie bestimmen auch unsere Biografie: Wer Erfolg hat, steigt auf, besucht das Gymnasium, wählt seine Wunsch-Uni, macht einen Abschluss, verdient viel Geld. Nur: Die meisten Prüfungen, die ich gemacht habe, würde ich heute nicht mehr bestehen. Wie man die Fläche eines Trapezes berechnet, warum Romeo sich in Julia verliebt und was sich in den Alpen für Gestein verbirgt: Ich habe keine Ahnung mehr.

Was also soll die ganze Prüferlei? Was sagt sie über einen Menschen aus? Und wie wäre mein Leben verlaufen, hätte ich öfter versagt?

Ein Selbstporträt in fünf Prüfungen.

Die Erste: das Krebsabzeichen

Sprung, Taucherli, Sprudelbad, Bauchpfeil, Flugzeug: Ich war fünf Jahre alt, und es roch nach Chlor, als ich im Hallenbad meine erste Prüfung bestand, einen Schwimmtest. Meine Mutter nähte das Krebsabzeichen, das ich dafür erhielt, auf mein Badekleid. Ich trug es mit Stolz.

Was ich damals nicht wusste: Durchfallen sollte durch diese Prüfung niemand. Der Kurs war darauf angelegt, dass alle es schaffen. Wer dennoch nicht bestand, sollte die Prüfung bald wiederholen. Das Ziel: fürs Leben lernen. Tatsächlich würde ich diese Prüfung – im Unterschied zu den meisten anderen – heute noch ohne Vorbereitung bestehen. Ins Wasser springen, den Kopf unten halten und ausatmen, in Bauchlage schweben und gleiten: Im Sommer tue ich das fast jeden Tag im See.

Ähnlich wie der Krestest funktioniert die Autoprüfung: Es geht darum, sein Können zu beweisen. Wer die Anforderungen erfüllt, kommt durch, unabhängig davon, wie viele andere antreten und wie gut sie sind. Der Führerschein sorgt da-

meisten durchschnittlich und manche schlecht abschneiden. Zeichnet man die Ergebnisse als Kurve, wölbt sich die Mitte zu einem steilen Hügel, wo die grosse Masse der durchschnittlichen Leistungen zu finden ist. Die sogenannte Gauss-Glocke bildet die natürliche Verteilung von Fähigkeiten in der Gesellschaft ab. Glück für jene, deren Leistung sich an Schlechteren misst, Pech für die anderen, die in eine überdurchschnittlich gute Vergleichsgruppe geraten.

Die Schule und die Universität sind Selektionsmaschinen. Lehrer müssen Kinder und Jugendliche einem Niveau zuteilen und Professoren Studenten wieder loswerden, weil es zu wenig Plätze gibt. Deshalb gibt es ständig Prüfungen: schriftlich in Form von Multiple Choice oder offenen Fragen, mündlich als Frage-Antwort-Spiel, Diskussion oder Präsentation. Es sind die effizientesten Auslesemethoden.

Manche Tests – etwa Einstufungen oder Self-Assessments – sind auch dazu da, den Schülern oder Bewerberinnen Orientierung zu geben: Wo stehe ich? Und was muss ich noch lernen?

Unter den ungeliebten Prüfungen ist jene das kleinste Übel, die nur einem Ritual dient: Das bekannteste Beispiel ist die Matura. Wer es einmal bis ans Ende des Gymnasiums geschafft hat, soll nicht mehr rausfliegen.

Dass eine Prüfung kaum Folgen hat, bleibt allerdings die Ausnahme. Ob man nun rechnet oder schreibt, parkiert oder stottert – eines haben die allermeisten Formate gemeinsam: Sie stellen harte Weichen im Leben.

Die Traumatische: «Aua, das tut weh»

Der Chemielehrer kam mit einem Stapel Blätter zur Tür herein, und mein Herz raste. Während er die Stufen zur Klasse hochstieg, kam er bei allen vorbei und kommentierte die Note der Prüfung, die wir geschrieben hatten. «Aua, das tut weh», sagte er, als er vor meinem Pult stehen blieb.

Alle lachten, ich auch, aber eigentlich hätte ich lieber geweint: aus Wut und Frust, dass ich Chemie nicht verstand, dass er sie mir nicht besser beibringen konnte. Ich fühlte mich gedemütigt und reagierte mit den Waffen eines Teenagers: Ich erklärte Desinteresse zu Coolness und hängte ab.

Die Prüfung war ganz anders angelegt als der Krestest. Anstatt eine Hilfe zu sein, wie ich mich verbessern könnte, sandte sie mir schon früh eine endgültige Botschaft: «Chemie ist nichts für dich.» Meine Noten sackten ab und verschoben sich auf der Gauss-Glocke immer weiter nach links: von einer 5 auf eine 3,5 auf eine 3.

Je öfter ich versagte, desto bissiger schien mir der Geruch in diesem Schulzimmer. Ich starrte auf das Periodensystem an der Wand und begriff immer weniger: Wasserstoff, Stickstoff, Reizstoff. Ist man in Chemie einmal weg, wird es schwierig, den Anschluss wiederzufinden. Die Lektionen bauen auf-

Ich starrte auf das Periodensystem an der Wand und begriff immer weniger: Wasserstoff, Stickstoff, Reizstoff.

für, dass nur jene hinter dem Steuer sitzen, die das Autofahren beherrschen; es ist ein Sicherheits- und Qualitätsnachweis.

Die meisten Prüfungen unserer Schul- und Ausbildungszeit sind hingegen anders konzipiert. Noten machen Schüler und Studenten vergleichbar. Die Skala ist darauf angelegt, dass manche sehr gut, die

einander auf. Ähnlich war es in der Physik und der Mathematik.

Die Matura habe ich trotzdem geschafft. Aber was ist damals am Gymnasium passiert? Eine Antwort verspreche ich mir von Margrit Stamm. Die Erziehungswissenschaftlerin forscht zu Bildung, Chancen und Talent. Sie lässt den Blick über die Zeilen gleiten, stoppt bei der Vier in Mathematik und der Vier in den Naturwissenschaften und sagt: «Typisch. Typisch Mädchen.» Dass meine Noten ausgerechnet in diesen Fächern absackten, ordnet sie nicht primär als persönliches Versagen ein, sondern als statistischen Durchschnitt. «Viele Lehrer üben Druck aus, und Mädchen reagieren darauf sensibler als Buben.» Das eigentliche Problem sei, dass Mädchen still kapitulierten: «Haben sie einmal eine 4,5 oder sagt ihnen jemand, die Grossmutter sei schon schlecht gewesen in Mathe, denken sie, sie hätten kein Talent. Während Buben sich noch viel länger für begabt halten.»

Sind also die anderen schuld, dass ich in den Naturwissenschaften scheiterte? Ist mein Geschlecht das Problem? Oder bin ich doch nicht klug genug? Stamm studiert meine alten Zeugnisse aus der Primar- und Sekundarschule und schüttelt den Kopf. «Bei Ihnen sieht es nicht so aus, als wären Sie kognitiv schwach in der Mathematik, Sie hatten ja vorher gute Noten.» Ohnehin sei sie «sehr zurückhaltend, aus Noten auf eine mangelnde Begabung zu schliessen».

In der Bildungsforschung ist man sich einig: Noten messen nicht die Intelligenz, sie zeigen höchstens, ob wir gelernt haben, unser geistiges Rüstzeug und unser Wissen anzuwenden, wenn es darauf ankommt. Ein Privileg, das massgeblich von der sozialen Startlinie mitbestimmt wird: von der Qualität des Unterrichts, der Begleitung und Vorbereitung, der Muttersprache.

In Prüfungen zu scheitern, war für mich eine neue Erfahrung: Ich hatte immer zu den Schülerinnen gehört, die mit Leichtigkeit durchkamen. Wenn wir am Freitag vor den Ferien das Zeugnis erhielten, brachte ich es gerne nach Hause. Für mich war es ein frohes Abschlussritual.

Dass es nicht allen meinen Mitschülerinnen so ging, dämmerte mir zum ersten Mal vor dem Übertritt in das Progymnasium in der fünften Klasse. In Baselland, wo ich die Schule besuchte, gibt es keine Gymiprüfung. Es zählen die Zeugnisnoten und die Empfehlung des Lehrers. Manche Mitschülerin bangte: Reicht es für die mittlere Stufe, die Sekundarschule? Oder muss sie gar in die Real, die unterste Stufe? Bei uns im Dorf war dieses Gefälle auch ein topografisches: Die Gemeinde verläuft von den Rebbergen in den flachen Boden des Birstals. Dort, im neuen Ortsteil mit den Blöcken und den tiefen Mieten, war auch die Realschule.

Wie wäre es mir mit schlechten Noten ergangen? Hätte ich denselben Absturz riskiert? «Eher nicht, was machen Ihre Eltern?», fragt Margrit Stamm. Mein Vater ist Psychiater, meine Mutter war Pflegerin. Zwei Schweizer mit deutscher Muttersprache, die mir bei den Hausaufgaben halfen, ohne Druck auszuüben, Zeitung und Bücher (vor-) lasen, mit mir Museen besuchten, meine Fragen beantworteten.

Stamm skizziert den Mechanismus der Vorzugsbehandlung. «Der Lehrer hätte Ihre Eltern wohl zu einem Gespräch eingeladen, dann hätte er gedacht: «Eine rechtschaffene Familie, der geben wir eine Chance.» So wäre für mich zumindest

Wer oben einsteigt, hängt in einer straffen Seilschaft: Man rutscht womöglich, stürzt aber selten ab.

eine Lehre mit Berufsmatura oder eine Diplommittelschule immer eine Option geblieben. «Die Real ist eine Schule für Ausländer, Verhaltensauffällige und Kinder desinteressierter Eltern.»

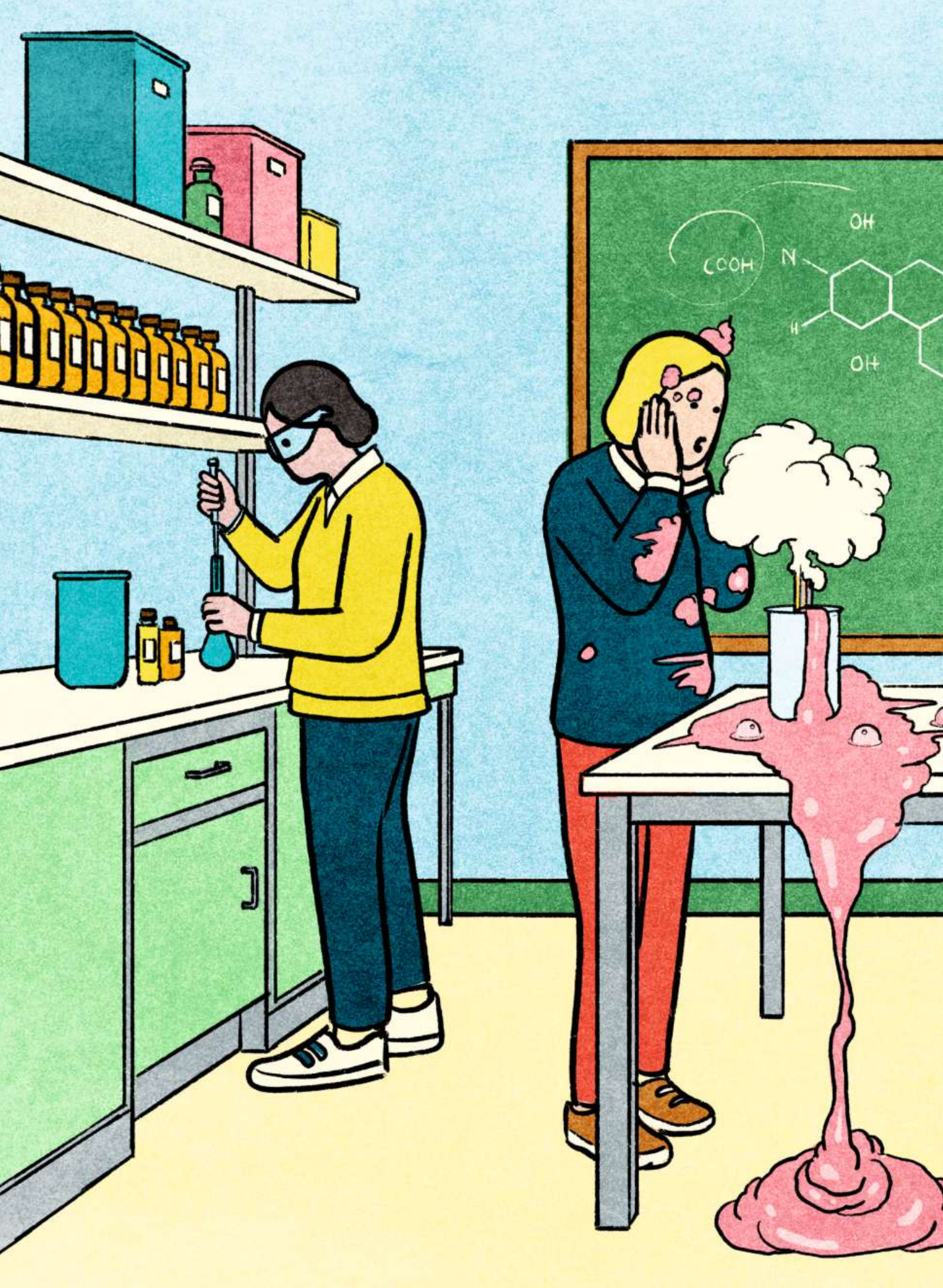
Unser Schulsystem lenkt die Aufmerksamkeit früh auf Noten. Obwohl Bildungspolitiker gerne etwas anderes behaupten: Die Schulstufen sind kein offener Klettergarten. Das belegen etliche Untersuchungen, auch jene von Margrit Stamm. Wer ohne oder mit schlechter Ausrüstung startet, schafft den Aufstieg kaum je gegen die zähe soziale Schwerkraft unseres Systems.

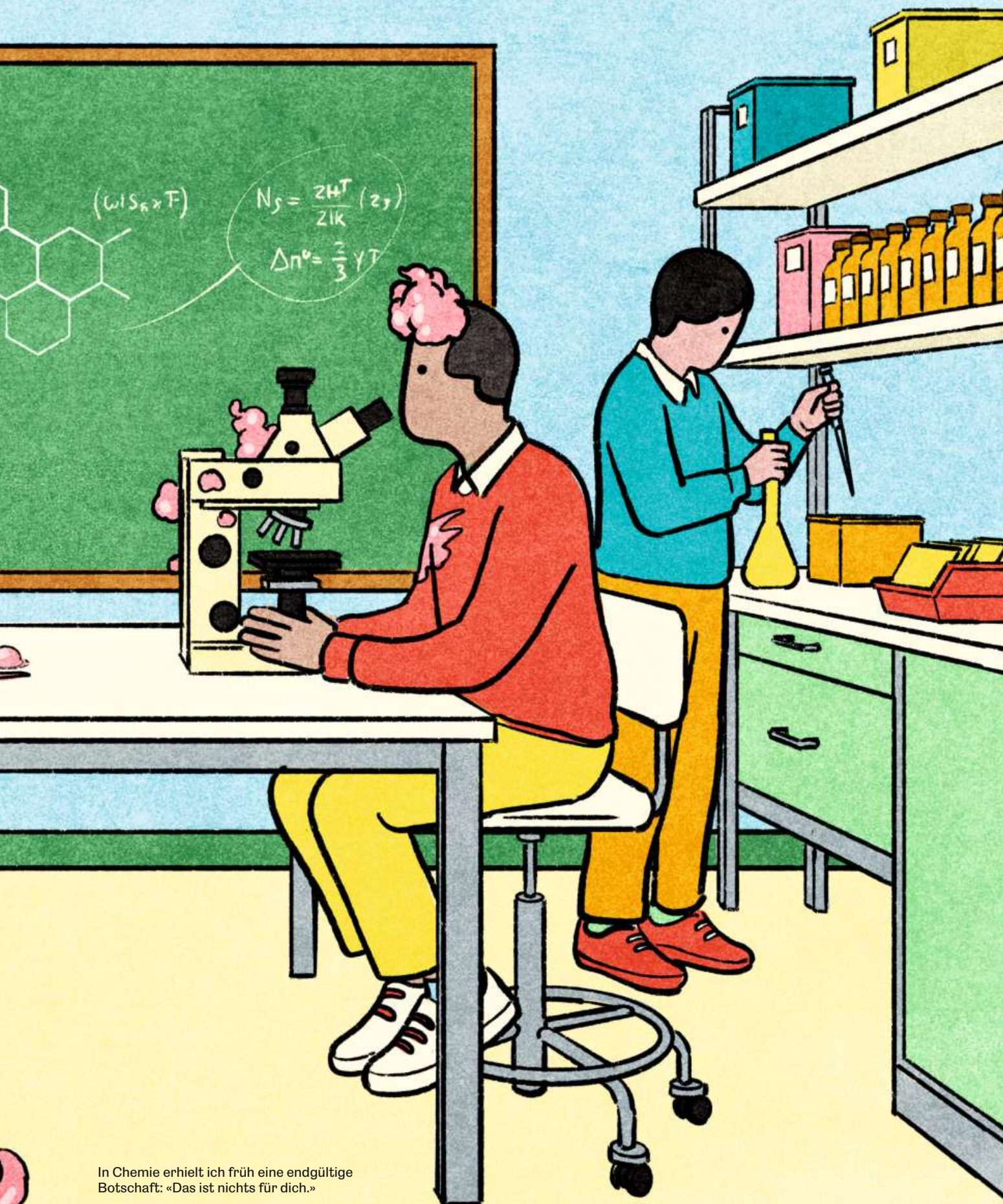
Später noch eine Runde zu drehen, um den Rückstand aufzuholen, kostet viel Zeit und Geld. Wer hingegen oben einsteigt, hängt in einer straffen Seilschaft: Man rutscht womöglich gelegentlich, stürzt aber selten ab. Davon profitieren vor allem Schülerinnen und Schüler aus einem bildungsnahen Milieu. Solche wie ich.

Der Vater einer engen Freundin, ein Germanist und Historiker und selbst Lehrer, spielte mit uns gerne das Wissensspiel «Trivial Pursuit» und ermutigte uns zum Ende der neunten Klasse, in das Gymnasium überzutreten. «Das ist eine anregende Umgebung», sagte er, «und danach steht euch die Welt offen.»

Er sollte recht behalten. Ich quälte mich zwar mit Chemie, Physik und Mathematik, dafür mochte ich alle anderen Fächer umso mehr – und erhielt gute Noten. Auch dieser Effekt ist typisch: Wer schlechte Noten hat, hängt eher ab, wer gute hat, interessiert sich mehr für den Unterricht.

Bedrohlich waren meine Rutscher im Gymnasium zum Glück nie. Anders als manche Mitschüler wusste ich, mit meinen Leistungen in den Sprachen, der Geschichte oder im bildnerischen Gestalten würde ich am Ende eine ungenügende Note kompensieren können.





In Chemie erhielt ich früh eine endgültige
Botschaft: «Das ist nichts für dich.»

Die entscheidende Selektion fand in meinem Fall lange vor dem Gymnasium statt. Aber wie hätte ich mir die Freude an den Naturwissenschaften bewahren können? Oder anders gefragt: Warum war ich besser in Deutsch?

Die Rituelle: «Magic» während der Matura

Als mir mein ehemaliger Deutschlehrer die Haustür öffnet, sagt er: «Als wäre es vor zwanzig Jahren, schön, bist du hier.» Seine tiefe, warme Stimme versetzt mich sofort zurück in den Unterricht. Daniel ist mittlerweile siebzig, vor fünf Jahren wurde er pensioniert, nach über vierzig Jahren Unterricht. Er hat uns kurz nach der Matura das Du angeboten. Wie damals, am Gymnasium, sind sei-

auch in der Natur der Matura selbst. Im Unterschied zur Chemie- oder Mathe-Prüfung in den ersten Semestern ist sie kein klassisches Selektionsinstrument mehr, sondern eher ein «Schlussbouquet», wie Daniel es nennt. Also ein ritueller Akt, der das Ende einer Lebensphase markiert.

Doch Daniels Abneigung gegen das, was er «Gleichschalterei» nennt, war kein reines Maturitätsprivileg, sondern sie entsprang seinem pädagogischen Kompass. Er lebte diese Haltung auch im regulären Deutschunterricht, lange vor dem Abschluss.

Nach dem Gespräch denke ich: Was, wenn Daniel mein Chemielehrer gewesen wäre? Wäre mein Weg dann ganz anders verlaufen?

Meine Gedanken teile ich mit Elsbeth Stern, einer führenden Kognitionspsychologin und emeritierten Intelligenzforscherin der ETH Zürich. Liesse sich Chemie überhaupt ähnlich unterrichten und prüfen wie Deutsch? «Mathematik, Physik und Chemie werden leider häufig schlecht unterrichtet und geprüft», sagt sie. Die Schüler sollten zum Mitdenken animiert werden und die Konzepte verstehen, nicht einfach die Formeln anwenden. Gleichzeitig betont Stern, dass es wichtig sei, objektive Bewertungskriterien festzulegen, auch bei einem Aufsatz oder einer mündlichen Prüfung. «Sobald es Spielraum gibt, kommen die Stereotype rein», sagt sie.

Bisher dachte ich, ich sei einfach schlecht in den Naturwissenschaften gewesen und gut in den Sprachen. Stern widerspricht meiner Annahme: «Es stimmt nicht, dass jemand entweder sprachlich oder mathematisch talentiert ist. Die Leistung in beiden Bereichen korreliert positiv.» Ein Mathematik- oder Chemiestudium wäre also für jemanden wie mich nicht unmöglich gewesen? «Wahrscheinlich hätten Sie einfach viel mehr arbeiten und Ihre Wissenslücken schliessen müssen.»

So betrachtet sind also meine Deutsch-Noten ebenso wenig ein Produkt meines Talentes wie die Chemie-Noten Ausdruck einer angeborenen Schwäche. Vielmehr rückt die Vermittlung in den Fokus. Sind Prüfungen eigentlich auch Prüfungen für Lehrer? «Auf jeden Fall», sagt Stern. «Wenn zu viele Schüler ihr Potenzial nicht nutzen, sollten die Lehrer reflektieren, warum das so ist.» Die Notenskala meines Chemielehrers kenne ich nicht. Wäre aber regelmässig mehr als ein Drittel der Klasse ungenügend gewesen, hätte er sich eher über seine Leistung Gedanken machen müssen. Denn Sterns Studien zeigen: Zwei Drittel der Schüler am Gymnasium sind intelligent genug für diese Stufe, müssen also nicht aussortiert werden. «Bei gutem Unterricht verstehen sie die Algebra und können auch ihre anderen Fähigkeiten entfalten.»

Mein Deutschlehrer hat es geschafft, dass ich aufblühte. Interessanterweise gelang ihm das am

«Eine Prüfung ist für mich kein Machtspiel», sagt mein ehemaliger Deutschlehrer, «sondern eine Bühne.»

ne Sätze freundliche Einladungen geblieben, als würde er mir einen weichen Teppich ausrollen.

Die Hausaufgaben für heute habe ich pflichtbewusst erledigt: meinen Deutsch-Maturaufsatz von 2007 noch einmal gelesen. Das Staatsarchiv bewahrt die Texte auf. Ich schrieb vom «Umgang mit menschlichem Leid». Die Sätze kamen mir fast zwanzig Jahre später umständlich und lang vor, ein einziger Gedanke, ausgewalzt auf sieben Seiten.

Daniel ist weniger streng. Die Note für mein Werk hat er zwar nicht mehr gefunden, aber «eine Fünf war das bestimmt». Zuerst habe er bei Aufsätzen immer den Inhalt beurteilt, dann die Sprache und schliesslich einen Kommentar geschrieben. Auf seine Schüler einzugehen, war Daniel wichtig. Wie hat er mich damals wahrgenommen? «Als interessiert, immer ansprechbar, auch kritisch. Ich habe gerne mit dir kommuniziert. Es war oft lustig. Ich habe unser Verhältnis als sehr positiv in Erinnerung, als locker und unverkrampft.»

Unser gutes Verhältnis bestimmte auch das grosse Finale der Gymi-Zeit. Daniel inszenierte die mündliche Maturitätsprüfung in Deutsch als Bühne. «Eine Prüfung ist für mich kein Machtspiel», sagt er, «sondern ein Ort, an dem man sich zeigen kann.» Defizite zu entlarven oder den Prüfling vorzuführen, finde er falsch.

Die Fragen stellte Daniel für alle seine Schüler individuell zusammen – passend zur Persönlichkeit und zur Lektüre. Er wollte «eine Atmosphäre schaffen, in der sich eine Magic entfalten kann». Was meint er damit? «Wenn es zu einem Erkenntnismoment kommt, einem Flash durch jemanden, der sprudelt». Und wie gelingt das? «Mit Offenheit und der Bereitschaft, als Lehrer selbst etwas zu lernen.»

Dass Daniels mündliche Prüfungen eher einem Zwiegespräch denn einem Tribunal glichen, lag

besten in einem Fach, in dem ich nicht nur Fragen beantworten, sondern mein Können demonstrieren musste. Der Wahlkurs Journalismus endete nicht mit einer Prüfung, sondern mit einem Produkt: einer Schülerzeitung. Ein Semester lang arbeiteten wir daran, Daniel und ein Journalist der «Basler Zeitung» halfen uns. Ich schrieb ein Porträt über eine Putzfrau aus Sri Lanka. Ein Mitschüler sagte, er finde, das könnte man in einer «richtigen Zeitung» veröffentlichen. Für mich war das ein Ansporn, mich bei einer Lokalzeitung zu bewerben. Tatsächlich wurde ich zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen.

Das Tor zum Traumberuf: die Aufnahmeprüfung

Ein Jahr nach der Matura bereitete ich mich auf eine Prüfung vor, die über mein Berufsleben entscheiden sollte. Mein Chef bei der Lokalzeitung wollte mich für die nächsten zwei Jahre als Volontärin anstellen. Doch zuvor musste ich die Aufnahmeprüfung am Medienausbildungszentrum (MAZ) in Luzern bestehen. Den Diplomstudiengang Journalismus würde ich dann berufsbegleitend absolvieren, für mich war er das Tor zu meinem Traumjob.

Zur Vorbereitung las ich akribisch Zeitungen, hörte in jeder freien Minute Radio, schaute Nachrichten sendungen, damit ich nicht schon am Allgemeinwissen-Teil scheiterte. Zwei Stunden hatte ich am Prüfungstag Zeit, um Politiker zu benennen, Kontinente zu beschriften oder aktuelle Phänomene wie den Klimawandel zu erklären. Mit schwitzenden Händen schrieb ich, so schnell ich konnte.

Für den zweiten Teil der Prüfung versammelten wir uns in einem Hotel hoch über dem Vierwaldstättersee. Ängstlich blickte ich in die Gesichter der anderen und war sicher: alle älter, alle erfahrener, alle talentierter. Ein Dozent teilte uns in Gruppen ein, in denen wir Angestellten folgen sollten, um diese zu porträtieren.

Am Abend liess ich mich erschöpft auf einen Stuhl in einer Bar fallen und trank ein Bier mit ein paar Mitbewerbern. Ich gehörte immer zu denjenigen, die nach Prüfungen nicht gleich verschwanden, sondern eine Weile blieben und tratschten. Ich genoss den Augenblick der Erleichterung, bevor die bange Zeit des Wartens begann.

Als ich endlich Bescheid erhielt, dass ich die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, fühlte ich mich auserwählt. Eine Fehleinschätzung, wie ich von Reto Vogt erfahre. Der MAZ-Studienleiter sagt: «Wer eine Volontariatsstelle hatte, fiel in der Regel nicht durch.» Enttäuschung breitet sich über mich aus wie Tinte auf feuchtem Papier. Vogt beraubt mich einer Illusion: dass die Prüfung meine besondere Eignung als Journalistin hervorhob.

Durchgefallen sind normalerweise nur Kandidaten, die sich als Freie ohne Praktikumsplatz für

die Ausbildung bewarben. Für die Journalistenschule war ich nicht nur ein sicherer Wert – die Redaktion hatte mich ja schon angestellt –, sondern auch eine sichere Einnahmequelle: Mein Arbeitgeber beteiligte sich an den Ausbildungskosten. Eigentlich nur logisch, dass das MAZ die Aufnahmeprüfung im kommenden Jahr abschafft. Vogt sagt: «Es wäre schon immer seltsam gewesen, der Redaktion zu sagen, euer Angestellter kann leider nicht kommen.» Eine doppelte Prüfung brauche es nicht. Sofort werte ich die Ausbildung innerlich ab: Wer will schon an eine Schule, die jeden nimmt?

Diese Einschätzung teilt Reto Vogt nicht. Die Studienleitung verspricht sich von der Massnahme sogar das Gegenteil: wieder mehr Studenten anzulocken. Die Zahl der Abgänger hat sich in den vergangenen zehn Jahren halbiert, die Branche leidet. Nun verwandelt sich das Medienausbildungszentrum in eine höhere Fachschule, so erhält es in Zukunft Subventionen. Aufnahmeprüfungen sind

Sofort werte ich die Ausbildung innerlich ab. Wer will schon an eine Schule, die jeden nimmt?

in diesem System nicht vorgesehen, dafür ein allgemein anerkannter Abschluss.

Aber warum hat das MAZ überhaupt jahrelang Prüfungen durchgeführt? Reto Vogt sagt, die Prüfung sei «vielleicht eine Art Sicherheit für die Studierenden gewesen, dass der Beruf zu ihnen passt». Als ich damals ängstlich in die Gesichter der anderen schaute, hatte ich längst bestanden. Es ging nur um Selbstvergewisserung.

Der eigentliche Aufnahmetest hatte darin bestanden, mich ein halbes Jahr als Praktikantin zu bewähren. Ähnlich wie beim Krebstest, bei der Autoprüfung oder im Wahlkurs Journalismus hatte ich damit meine Fähigkeiten unter Beweis gestellt. Meine Enttäuschung entlarvt vor allem eines: wie ich die Prüfung längst zur einzigen und idealen Bewährungsprobe hochstilisiert hatte.

Der Habitus-Test: im Klub der Anzugträger

In meinem Schrank hängt eine schwarze Bluse, obwohl ich sie schon lange nicht mehr trage. Das Kleidungsstück erinnert mich jeden Morgen daran, dass es sich gelegentlich lohnt, Dresscodes zu folgen.

Als ich mich nach der Journalistenschule für das Studium der Rechtswissenschaften entschied, ahnte ich nicht, dass ich regelmässig in schicken Kleidern vor Seminarräumen warten und tief durchatmen würde, bevor ich zu einer mündlichen Prüfung antrat.

Schuld an meinem neuen Look war ausgerechnet einer, der bevorzugt Funktionskleidung zur Arbeit trug: Mein ehemaliger Chef bei der «Basel-

landschaftlichen Zeitung». Er hatte mich nach der Journalistenschule angestellt – und mir nach einem Jahr gedroht, mich wieder rauszuschmeissen, sollte ich mich nicht an der Uni einschreiben. «Das tut dir gut, da lernt man methodisch fürs Leben.» Soziale Paten nennt man Menschen wie ihn, die jemanden fördern und anspornen. Sie können für den Lebensweg mindestens genauso wichtig sein wie eine Prüfung.

Gegen Ende des ersten Semesters fielen mir in den langen Gängen der juristischen Fakultät Studenten auf, die normalerweise Jeans und T-Shirt trugen und nun im Anzug gekleidet hektisch von einem Bein aufs andere traten. Die Stimmung im Gebäude hatte sich verändert. In der Bibliothek grübelten meine Kommilitonen und ich Schulter an Schulter über dicken Büchern oder besprachen in der Cafeteria aufgeregt Fälle. Dabei raunte man sich auch Geschichten und Gerüchte über mündliche Prüfungen zu: wie man auf diese Fragen reagiert und warum man förmliche Foulards um den Hals schlang.

Manche meiner Kolleginnen packte schon Monate vor der Prüfung Panik. Sie klagten über Herzrasen und schlechten Schlaf. Ich fürchtete mich ebenfalls ein bisschen, aber irgendwie überwog die Neugier: Konnte ein Gespräch wirklich so schlimm sein? War es nicht eher eine Mutprobe? Eine Chance, ein fachliches und zwischenmenschliches Rätsel?

Als ich zu meiner ersten mündlichen Prüfung antrat, fühlte ich mich bereits ein bisschen wichtig, bevor ich ein Wort gesagt hatte: Ich trug geschlossene Lederballerinas, eine schwarze Stoffhose und die schwarze Lieblingsbluse. Was an der Maturaprüfung schon zählte, trieben die Juristen noch eine Stufe weiter. Sie prüften nicht nur den Ausdruck, sondern auch den Auftritt. Juristin zu werden, bedeutet, zu einer exklusiven Gruppe zu gehören, die sich nach eigenen Regeln verhält, eine eigene Sprache spricht und bestimmte Kleider trägt. Die mündliche Prüfung ist auch ein Elite-Test: Er dient der Distinktion und sorgt dafür, dass gewisse Privilegien im vertrauten Kreis bleiben.

Ich kam zwar aus einem bildungsnahen Milieu, war aber lange nicht mit allen akademischen Codes vertraut. Mein Vater war der Erste und Einzige, der in meiner Familie studiert hatte. Juristen gab es in meinem Umfeld nicht. Dass ich schon Journalistin war, half mir, die Prüfungen im Jurastudium zu bestehen – auch im Habitus: Ich erkenne soziale Normen schnell und finde mich leicht zurecht in Gesprächen. Mein Gegenüber zu erfassen und mich ihm anzupassen, gehört zu meinem Beruf.

Die erste mündliche Prüfung bei den Juristen lehrte mich: Wenn es darauf ankommt, kann ich nicht nur Tausende Seiten in wenigen Wochen verarbeiten, ich kann auch im richtigen Outfit abliefern. Der Dozent belohnte meinen Fleiss, meine Anpas-

sungsleistung und (im besten Fall) meine Geistesgegenwart mit einer 5,5. Willkommen im Klub.

Die Permanente:

die Kunst der Prüfungsfähigkeit

Was also bringt die ganze Prüferi? Vielleicht hatte ich die Frage zu Beginn aus der falschen Perspektive gestellt. Die Prüfung soll nicht primär mir etwas bringen, sondern dem System dienen: mich dem richtigen Ort zuteilen. Glaube ich der Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm und der Intelligenzforscherin Elsbeth Stern, ist das in meinem Fall ganz gut gelungen.

Von dieser Zuteilung profitiere ich natürlich. Ich gehöre zu den Gewinnerinnen des Systems. Ich konnte einen Beruf erlernen, der mir gefällt, und damit Geld verdienen. Ich profitiere von Freiheiten und Möglichkeiten. Aber was habe ich intellektuell von all den Prüfungen, wenn ich doch kaum noch eine bestehen würde? War all das angelernte und wieder vergessene Wissen umsonst? «Nein», sagt Elsbeth Stern. «Hätten Sie genügend Zeit, sich vorzubereiten, würden Sie die Prüfung wieder bestehen. Die Grundlagen sind da, müssen aber aktiviert werden.»

Am Ende geht es bei Prüfungen also weniger um den Inhalt als um das Üben einer gewissen Situation. «Manchmal ist man im Leben auf sich allein gestellt und muss eine Lösung finden», sagt Stern. Es sei wichtig, eine «gewisse Prüfungsfähigkeit» zu entwickeln. Stern glaubt, sonst würden individuelle Unterschiede noch grösser. «Wenn wir niemals prüfen würden und es käme plötzlich darauf an, würde das viel stärker durchschlagen, als wenn man sich in der Schule daran gewöhnt hat.»

Dass ich in meinem Leben 500 Prüfungen absolviert, 500 Mal gelernt, gelitten und gehofft habe, hat mich also mindestens auf etwas vorbereitet: allein vor dem Computer zu sitzen und zu wissen, in einer Woche muss ich diesen Text abgeben.

Möchten Sie mir für diese absolvierte Prüfung eine Note geben? Lieber mit Kommentar oder nur als rohe Ziffer? Subjektiv nach Sympathie und Geschmack, inneren Lese-Erfahrungswerten oder nach einem (vermeintlich) objektiven Kriterienraster? Bewerten Sie mich: aline.wanner@nzz.ch. Ihre Rückmeldung könnte mir als Orientierung dienen. Abhängen werde ich so schnell nicht mehr. Und falls Sie bis hierhin gelesen haben, dürften sich Ihre investierten Minuten hoffentlich ohnehin positiv auf meine weitere berufliche Selektion auswirken.

*Aline Wanner ist Redaktionsleiterin von NZZ Folio.
Klaus Kremmerz ist Illustrator, er lebt in Mailand.*

Prüfungen fürs Leben

Können Sie ein- und auspacken?

Gefühlte 50 Prozent seines Lebens verbringt der Mensch mit dem Öffnen und Verpacken von Dingen. Meist ohne jede Eleganz. Haben Sie das nötige Fingerspitzengefühl?
Von Karpi, Illustration Nando von Arb

Wie öffnen Sie eine verschweisste Plastikverpackung?

- ☐ Mit der Küchenschere. 1 Punkt
- ☐ Mit den Zähnen. 0 Punkte
- ☐ Mit dem Sackmesser, das ich zuerst aus seiner verschweissten Verpackung befreien muss. 0 Punkte

Wie verpacken Sie ein unförmiges Geschenk, zum Beispiel ein Trampolin?

- ☐ Schleife dran, fertig. 0 Punkte
- ☐ In vierzig Metern Geschenkpapier, bis es aussieht wie ein verpacktes Trampolin. 1 Punkt
- ☐ Ich verschenke grundsätzlich nur Rechteckiges. 1 Punkt

Wie packen Sie Geschenke aus?

- ☐ Ich reiße das Papier weg wie ein Sechsjähriger. 0 Punkte
- ☐ Ich löse jeden Klebestreifen einzeln ab, bügeln das Papier und bewahre es auf. 1 Punkt

Was machen Sie mit Luftpolsterfolie?

- ☐ Entsorgen. 0 Punkte
- ☐ Zerknallen. 0 Punkte
- ☐ Wiederverwenden. 1 Punkt

Wie entsorgen Sie einen Karton?

- ☐ Ich falte ihn, bündle ihn und stelle ihn am richtigen Tag zur Abfuhr bereit. 1 Punkt
- ☐ Ich stopfe ihn mit Gewalt in den Kompost der Nachbarn. 0 Punkte
- ☐ Er steht im Treppenhaus. Seit März. Er hat jetzt einen Namen. 0 Punkte

Wie packen Sie den Ferienkoffer?

- ☐ Tags zuvor, mit Packliste, Vakuumbuteln und Reservestauraum. 1 Punkt
- ☐ Ich setze mich auf den Koffer, während mein Partner den Reißverschluss zieht. 0 Punkte
- ☐ Ich reise nur mit Handgepäck – und trage im Flugzeug fünf Schichten Kleider. 0 Punkte



AUSWERTUNG

5–6 Punkte

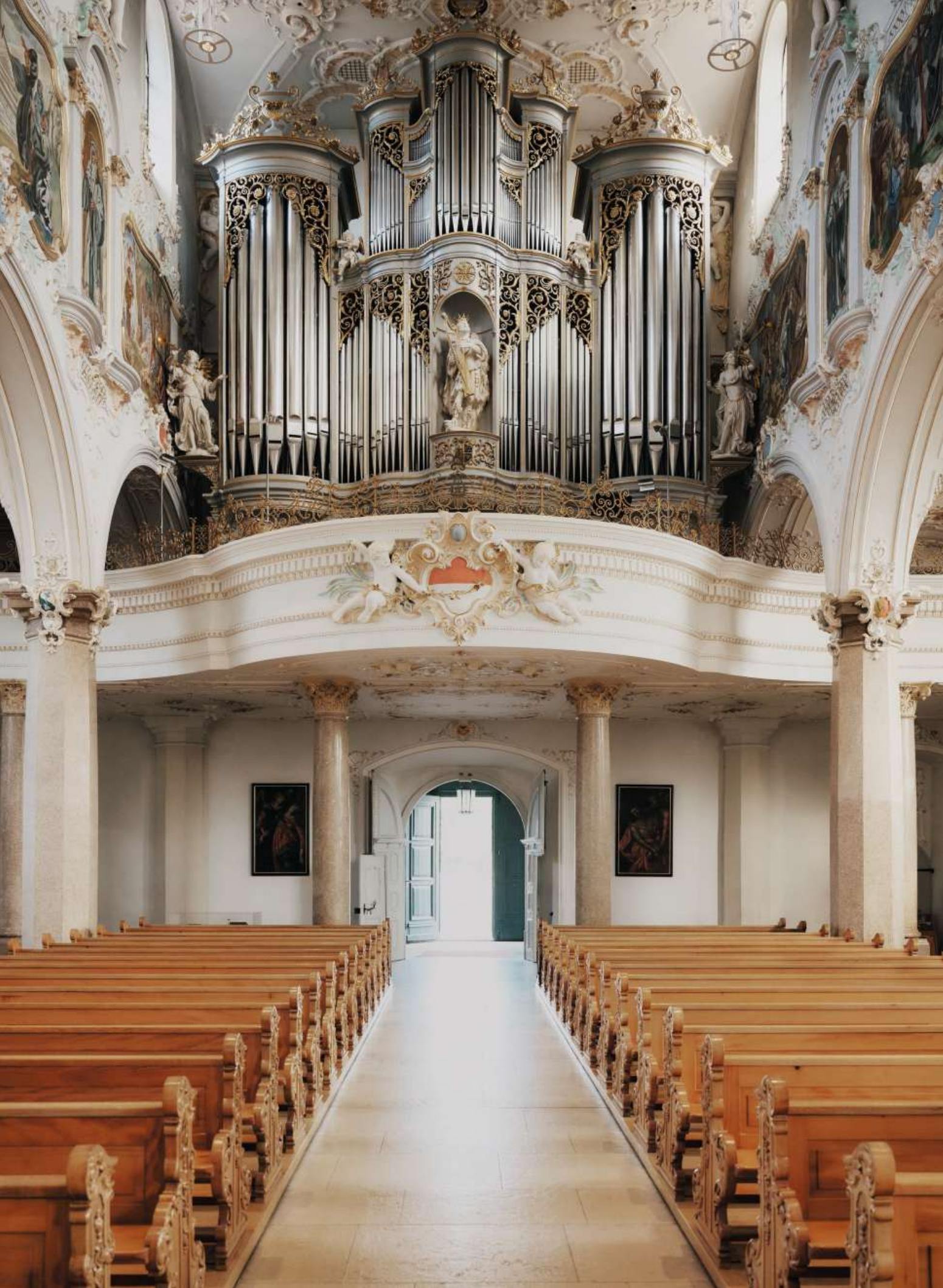
Sie haben das Packen im Griff – und damit auch Ihr Leben. Im Vergleich zu Ihnen können alle anderen einpacken.

2–4 Punkte

Sie geben Ihr Bestes. Zum Glück gibt es Menschen, die Ihnen helfen können: Floristen, Buchhändlerinnen oder Zügeldienste mit Einpackservice. Und falls alle Stricke reißen: Kaufen Sie Geschenksäckli.

0–1 Punkte

Ihnen fehlt sowohl das motorische als auch das seelische Rüstzeug zum Aus- und Einpacken. Ihnen kann nichts mehr helfen – ausser eine ADHS-Abklärung.



Ein Psychiater gibt alles auf, um Mönch zu werden

Peter Studer wohnt seit einem Jahr auf Probe im Kloster. Er stellt sich dem Urteil der Mönche und schaut tief in sein Inneres. Wird er die Prüfung seines Lebens bestehen?

Von *Flurin Claliina*,
Bilder *Annick Ramp*



Am 25. August 2025 fährt Peter Studer mit einem kleinen Möbelwagen auf den Platz vor dem Kloster Mariastein. Im Auto sind ein Bett, ein Spiegel, zwei Bilder, ein Schreibtisch und ein Klavichord, ein altes Tasteninstrument. Dazu ein paar Kleider und eine Kiste Bücher. Mehr besitzt Studer nicht mehr. Er hat seine Praxis aufgelöst, die Wohnung in Zürich gekündigt und den Hausrat verschenkt. Was niemand haben wollte, hat er entsorgt.

Peter Studer meint es ernst mit seinem Plan: Er ist 58 Jahre alt, Psychiater, Vater von zwei Töchtern, und er will Mönch werden. Er zieht nach Mariastein im Solothurner Jura, um zu prüfen, ob er wirklich hierher gehört, in dieses fast 400 Jahre alte Benediktinerkloster.

Es ist die schwierigste Prüfung, vor der Studer je gestanden hat. Am Ende wird er keine Note bekommen. Aber vielleicht ein neues Leben. Über dieses Leben entscheidet Studer nicht allein. Auch die anderen Mönche haben mitzureden: Wenn sie ihn nicht in der Gemeinschaft haben wollen, muss er wieder gehen. Aber wenn alle finden, dass es passt, dann wird Studer einen Mönchsamen annehmen und sich für immer an die Bruderschaft binden.

Wie funktioniert das Leben hier?

Ein Jahr nach seiner Ankunft im Kloster schiebt Peter Studer einen kleinen Servierwagen in den Speisesaal. Er hat in dieser Woche Tischdienst. Als er die Schüssel mit Lauchsuppe und die Platte mit Wurst und Rösti auf den Tisch stellt, bedankt sich niemand. Das ist nicht Unhöflichkeit, sondern eine Folge der Regel, dass während des Mittagessens nicht gesprochen wird.

Nur der Mönch ganz hinten im Saal darf reden, er sitzt vor einem Holzpültchen und liest aus der Bibel vor, später aus der NZZ und aus einem Buch über den neuen Papst Leo XIV.

Studer trägt schwarze Hosen, ein schwarzes T-Shirt und braune Mokassins, so hat er sich immer gekleidet, schon als Psychiater, immer schwarz. Die anderen haben ihre schwarzen Mönchskutten an, Studer noch nicht, vielleicht später einmal, wenn die Probezeit vorbei ist.

Jetzt bindet er sich eine weisse Schürze um und geht von Tisch zu Tisch. In der linken Hand hält er eine Flasche Apfelsaft, in der rechten eine Flasche Merlot. Wenn jemand die Hand hebt, muss Studer kurz überlegen, was das bedeutet: Soll er nachschenken? Oder heisst der ausgestreckte Arm: Geh weiter, ich möchte nichts mehr?

Es kann dauern, bis man versteht, wie das Leben hier funktioniert. Und noch länger geht es, bis man weiss, ob man selber so leben will. Wie lange genau, weiss Peter Studer nicht. Er hat keinen Zeitplan, irgendwann wird er es wissen und dann entscheiden.

Abt Ludwig, der Vorsteher des Klosters, läutet eine kleine Glocke, die vor ihm auf dem Tisch steht. Das Essen ist vorbei, die Mönche erheben sich, sprechen ein Gebet und treten aus dem Saal in den Kreuzgang. Reden ist nun wieder erlaubt, die Männer stehen im Halbkreis nebeneinander. Der Abt fragt: «Gibt es etwas Besonderes heute?»

Studer steht einen halben Schritt hinter den anderen und hört zu: In der Nacht sind die Sonnenblumen im Garten verhagelt worden, und in der Kirche gibt es ein Problem mit der Beleuchtung. Studer wird sich später darum kümmern.

Peter Studer lebt schon wie ein Mönch, ohne einer zu sein. Er hat das gleiche Zimmer wie die anderen, betet täglich sechsmal in der Kirche und arbeitet mit. Im Kloster ist er «Mädchen für alles». Studer hat einen Arbeitsvertrag für eine 50-Prozent-Stelle und bekommt 1000 Franken im Monat plus Kost und Logis. Das ist die Lösung, die Abt Ludwig gefunden hat, damit Studer das neue Leben ausprobieren kann: Er arbeitet für das Kloster und teilt den Alltag der Gemeinschaft.

Frühmorgens schliesst Studer die Kirche auf, abends sperrt er sie wieder zu, dazwischen schaut er nach den Computern im Kloster, kümmert sich um die Sakristei, den Raum neben der Kirche, in dem Messgewänder, Kelche oder Kerzen bereitliegen. Er ist dafür verantwortlich, dass es überall im Kloster genug Kerzen gibt.

Und wenn es einem der Mönche nicht gutgeht, fährt Studer ihn zum Doktor, gerade heute war er mit einem Mitbruder für eine Eiseninfusion im Spital.

Vielleicht wird er sich bald eine kleine Arztpraxis im Kloster einrichten, gleich neben dem Büro von Abt Ludwig, dort ist noch ein Raum frei. Immer wenn jemand fragt, ob er dort einziehen dürfe, antwortet Abt Ludwig: «Nein, das geht nicht, das Zimmer ist für den Peter reserviert.»

Es wäre praktisch für den Abt, jemanden im Haus zu haben, der sich um die zwölf Mönche im Kloster Mariastein kümmert. Sie sind alt geworden, die meisten sind zwischen 75 und 90. Studer ist zwar kein Hausarzt, aber er hat als Psychiater ein Medizinstudium absolviert, und sollte er einmal nicht weiterwissen, weiss er, wann er den Krankenwagen rufen muss.

Aber manchmal weiss Peter Studer nicht, ob das Kloster wirklich seine Bestimmung sein soll. Es sind die kleinen Dinge, die auf einmal gross werden, vielleicht ein Streit, ein falsches Wort, ein schlechter Tag. Doch dass er bleibt, wäre ihm zuzutrauen. Studer hat sein Leben schon mehr als einmal neu begonnen. Nur vielleicht noch nie so radikal, wie er es diesmal vorhat.

Studer sitzt am alten Fischteich des Klosters unter einem Baum, ein kühler Platz mit ungemäßigtem Gras. «Wo kann man so einen wunderschönen Garten geniessen?», fragt er. Dann sagt er lange

Peter Studer lebt schon wie ein Mönch, ohne einer zu sein. Er hat das gleiche Zimmer wie die anderen, betet täglich sechsmal in der Kirche und arbeitet mit.



Sonnenlicht fällt durch das Fenster beim Chorgestühl.



Peter Studer hilft den Mönchen beim Einkleiden.

nichts und schaut zu, wie der Wind die Äste leicht bewegt. Um zu verstehen, warum Studer heute hier sitzt, muss man zurück ins Zürcher Oberland, zurück in sein altes Leben.

Was bete ich da eigentlich?

Peter Studer wuchs in der Zürcher Gemeinde Egg auf, die Mutter war Hausfrau, der Vater unterrichtete Biologie am Gymnasium. Beide Eltern waren katholisch, praktizierten ihren Glauben jedoch kaum.

Zur Religion fand Studer über einen Umweg. Daheim lief meistens Orgelmusik, die elektrische Orgel in der Wohnung hatte der Vater selbst gebaut. Peter spielte zuerst Klavier, später Orgel. Mit 15 fragte er bei der Gemeinde, ob er in der Kirche spielen dürfe. Studer erhielt die Erlaubnis, musste sich aber verpflichten, auch an den Gottesdiensten zu spielen. Dafür bekam er 40 Franken und noch etwas Wichtigeres: Von der Orgelbank aus lernte er den katholischen Glauben kennen, die Rituale und die Gebete. Die neue Welt faszinierte ihn. Studer sagt: «Die Musik hat mich zur Theologie geführt.»

Die Begeisterung wuchs so sehr, dass Studer Priester werden wollte. 1988, mit 20 Jahren, begann er Theologie zu studieren und ging ins Priesterseminar nach Chur. Warum, kann er bis heute nicht ganz erklären. «Manchmal spürt man einfach, dass man etwas machen muss», sagt er, «man weiss selber nicht recht, warum.»

Das passt zu ihm. Studer ist ein zweifelnder Mensch, manchmal zweifelt er auch am Glauben. Wenn er heute Psalmen liest, in denen steht, Gott möge die Kiefer der Feinde zerbrechen und ihnen die Zähne ausreissen, fragt er sich: Was bete ich da eigentlich? Und tue ich das Richtige?

Als junger Mann im Priesterseminar entschied er nach drei Jahren, dass es nicht das Richtige sei. «Ich hatte andere Ideen, Träume und Interessen. Die Vorstellung, für immer Priester zu sein und in einem Kloster zu leben, fand ich damals monoton.»

Studer beschloss, Medizin zu studieren, 1998 wurde er Psychiater, arbeitete als ärztlicher Leiter einer psychiatrischen Institution mit jungen Männern, die unter dissozialen Störungen leiden, und hatte danach zwölf Jahre lang eine eigene Praxis in Winterthur. 2003 heiratete Studer, später wurde er Vater von zwei Töchtern, die heute im Teenageralter sind. Offiziell liess sich Studer erst im vergangenen Jahr scheiden, aber er lebt schon viel länger allein.

Er sagt, er habe schon immer eher zurückgezogen gelebt, das liege auch an seinem Beruf, als Psychiater habe er sechs Tage in der Woche intensive Geschichten gehört, da habe er an den Abenden und den Wochenenden seine Ruhe haben wollen. Mit Kolleginnen und Kollegen spielte Studer einmal pro Woche Musik aus der Renaissance und der Barockzeit, er sass jeweils am Cembalo.

Heute steht Studer wieder dort, wo er vor knapp vierzig Jahren stand. Ausgerechnet das, was er sich damals am wenigsten vorstellen konnte, ist wieder eine Möglichkeit: ein Leben im Kloster.

Im Kloster Mariastein läuten die Glocken, auf den Kirchenbänken sitzen vier Besucher, und vorne im Chorgestühl stehen die Mönche. Wer ihre Gebete zum ersten Mal hört, nimmt sie weniger als Gebet denn als Gesang wahr. Peter Studer steht zwischen den Mönchen und singt mit, manchmal schliesst er dabei die Augen. Er mag diesen ruhigen Psalmgesang. Es ist ein Klang, der immer seltener zu hören ist.

In der Schweiz gibt es nur noch 600 Ordensmänner, die meisten sind Benediktiner. Sie führen ein Leben, das kaum jemand mehr leben will. Ein paar Tage im Kloster – als Auszeit vom Alltag – können sich manche Menschen vielleicht noch vorstellen. Aber für immer?

Die Welt kleiner machen

Wer ins Kloster eintritt, verzichtet auf vieles, was heute als wichtigste Voraussetzung für ein gutes Leben gilt: Freiheit, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit. Wer Mönch wird, sucht etwas anderes: Er macht seine Welt kleiner und hofft, dass das Leben dadurch grösser wird.

Auch das gehört zu Studers Prüfung: herauszufinden, ob er mit all den Regeln leben kann, die der Ordensgründer Benedikt vor über 1500 Jahren geschrieben hat:

Zwei bis drei Stunden Gebet pro Tag.

Feste Zeiten, um zu arbeiten und um zu schweigen, nach dem letzten Gebet des Tages um 20 Uhr spricht man im Kloster nicht mehr.

Gehorsam gegenüber dem Abt.

Demut, ein einfaches Leben zu führen und die eigenen Bedürfnisse nicht an erste Stelle zu setzen.

Kann ein Mensch heute noch so leben?

Studer sagt: Ein so grosser Unterschied zu früher sei das gar nicht. «Mein Alltag als Psychiater war auch durchstrukturiert, ich habe jeden Tag den gleichen Zug genommen, habe zur selben Zeit mit Patientengesprächen begonnen und bin dann wieder nach Hause.» Aber in seiner psychiatrischen Praxis war er sein eigener Chef. «Heute kann ich nicht mehr so viel entscheiden. Ich muss aber auch nicht mehr so viel entscheiden. Das ist auch eine Erleichterung.» So kann sich Freiheit auch anfühlen: etwas nicht mehr zu müssen.

Als Verzicht erlebt Studer das Leben im Kloster nicht. Ein grosser Partygänger sei er auch früher nie gewesen, auch ins Restaurant sei er selten gegangen. Einmal, da war er mit seiner Partnerin auf den Malediven in den Ferien, das hat ihm zwar gefallen, aber er muss jetzt nicht noch einmal dorthin.

Und ganz so strikt, wie man vielleicht glauben könnte, sei es nicht im Kloster. Es gebe Ausnah-



Das Kloster Mariastein im Solothurner Jura.

men. Kürzlich hat Studer bis spät in die Nacht gearbeitet und versucht, eine Lösung für die Beleuchtung in der Kirche zu finden. Danach konnte er lange nicht einschlafen. Also hat er das Morgenbetet um 6 Uhr 30 ausgelassen. Eine Regel aber ist nicht verhandelbar: die Keuschheit.

Damit habe er kein Problem, sagt Studer, «aber das ist auch keine grosse Leistung». Es sei kein Verzicht, auf etwas zu verzichten, wonach man kein Bedürfnis habe. «Es ist, wie wenn ich keinen Schlagrahm mehr essen dürfte. Ich mag Schlagrahm nicht.» Mit 20 sei die Vorstellung eines Lebens ohne Sex sehr schwierig gewesen, sagt er. «Aber jetzt mit fast 60? Das ist das Schöne am Älterwerden.»

Studer ist ein guter Erzähler, oft denkt er lange nach, bevor er etwas sagt. Vieles, was am Mönchsleben fremd erscheint, kann er erklären. Aber etwas bleibt: Wenn ein Mann, der mitten im Leben steht, sagt, er wolle Mönch werden, muss dann nicht etwas passiert sein? Ist nicht etwas schiefgegangen, flieht da nicht jemand vor der Welt?

Peter Studer sagt, es sei nichts passiert, keine Krise, keine Flucht, kein Burnout. Er stellte sich einfach eine Frage, die sich die meisten Menschen



Peter Studer beim Tischdienst im Esssaal.

irgendwann stellen: die nach einem gelungenen Leben. Bloss fand Studer eine andere Antwort als die meisten.

«Mit dir will niemand zusammenleben»

Vor etwa fünf Jahren begann Studer, über seine Zukunft nachzudenken. «Ich war single, wollte single bleiben und fragte mich: Wie wird es einmal sein, wenn ich älter werde?» Soll er einfach weiterarbeiten bis zur Pension? Und dann? «Vor dem Heimetli auf dem Bänkli hocken, zweimal im Jahr in die Ferien gehen und den Lebensabend geniessen?»

Studer will sich über ein solches Leben nicht lustig machen, aber es ist nicht seins, das war es nie. Schon als er in Paarbeziehungen lebte, fürchtete er sich vor einem Alltag, der irgendwann nur noch aus Sicherheit, Gewohnheit und Bequemlichkeit besteht. Auch wegen dieser Angst gingen Partnerschaften auseinander. «Zweierkisten waren schwierig für mich. Und für die andere Person auch.»

Vor drei Jahren dachte Studer, jetzt habe er die Lösung für sein künftiges Leben gefunden. Er gab ein Inserat auf einer Online-Plattform auf und suchte nach Leuten, die mit ihm eine Alters-WG bilden wollten. Jeder würde im Haus ein eigenes

Zimmer bekommen, sie hätten Gemeinschaftsräume und eine gemeinsame Küche und könnten zusammen kochen. Es meldete sich nur eine einzige Person.

Studers ältere Tochter sagte: «Papi, vergiss es, mit dir will niemand zusammenleben. Du gehst immer früh ins Bett und kannst nicht kochen.»

Irgendwann, Studer sagt, es sei gewesen wie Morgennebel, der sich in der Sonne aufgelöst habe, habe er realisiert: «Das, was ich suche, gibt es ja eigentlich schon seit Jahrhunderten. Ich muss nicht ein Leben extra für mich erfinden.» So einzigartig sei er nicht. Die Frage, die er sich stellte, war eher: In welches Leben passe ich hinein?

Bevor Studer sich entschied, ins Kloster zu gehen, begann er «Ballast abzuwerfen». Er nahm sich eine kleinere Wohnung, kündigte Versicherungen und Abos. Statt auszugehen, blieb er noch öfter daheim. Und langsam sei auch das Bedürfnis zurückgekehrt, seine Religion wieder zu leben.

Studer hatte seinen Glauben nie verloren. Er spielte in seinem Alltag einfach keine grosse Rolle mehr, Studer ging auch nicht mehr regelmässig in die Kirche. Als Psychiater kam er mit seinen Patienten zwar immer wieder auf die grossen Fragen des Lebens zu sprechen – und damit manchmal auch auf die Religion. Aber über den eigenen Glauben redete er kaum.

Erst vor wenigen Jahren begann Studer sonntags wieder den Gottesdienst in Zürich zu besuchen. Dann ging es schnell.

Am 7. Januar 2024, an seinem Geburtstag, beschliesst Studer, sich selber ein Geschenk zu machen. Er schreibt einem Mann, den er als junger Mann im Priesterseminar kennengelernt hat, einen Brief. Es ist Ludwig, der heutige Abt von Maria Stein. Seit dem Seminar haben sie sich nie mehr gesehen. Studer schreibt: Weisst du noch, wer ich bin? Darf ich dich einmal besuchen?

Mehr verrät er in dem Brief noch nicht. Aber eigentlich weiss er damals schon, dass er nicht nur zu Besuch nach Mariastein kommen will.

Als Abt Ludwig später einwilligt und Studer mitteilt, dass er im Kloster mitleben dürfe, rät er ihm: «Brich nicht alle Brücken hinter dir ab. Falls es nicht klappt.» Aber da hat Studer schon entschieden, dass er seine Praxis und seine Wohnung aufgeben wird. Studer hat niemanden gefragt, ob er diesen Schritt wagen soll. Die Entscheidung trifft er allein und für sich selbst, in diesem Sinn sei es ein egoistischer Entschluss gewesen. Mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder spricht er zwar darüber, aber er fragt ihn nicht: Hältst du das für eine gute Idee? Sondern: Hilfst du mir beim Umziehen?

Als er den beiden Töchtern von seinem Plan erzählt, haben sie zuerst Angst, dass ihr Vater hinter den Klostermauern verschwinden würde. Sie wis-

Als er den beiden Töchtern von seinem Plan erzählt, haben sie zuerst Angst. Er hat ihnen versprochen: Auch als Mönch wird er ihr Vater bleiben.

sen nicht, was für ein Leben ein Mönch führt und ob sie ihren Vater überhaupt noch sehen dürfen. «Ihnen war wichtig, zu wissen: Ich bin nicht einfach weg. Wir können uns besuchen und miteinander telefonieren.»

Er hat ihnen versprochen: Auch als Mönch wird er ihr Vater bleiben.

Grüne Bettwäsche

Peter Studer steht in seinem Zimmer im Wohntrakt des Klosters. Er hat hier sein eigenes Bad, auf dem Schreibtisch steht sein Computer, neben dem Bett liegt ein Buch aus der Klosterbibliothek: «Wer war Jesus?». Es ist ein schönes, einfaches Zimmer, eingerichtet mit den drei Möbelstücken, die er aus seinem alten Leben mitgebracht hat. Auch seine Bettwäsche von daheim hat er behalten, sie ist grün. Die orangefarbene des Klosters gefällt ihm nicht. Merkwürdig, woran man sich gewöhnt und woran nicht.

Merkwürdig vielleicht auch, was man unterschätzt und vermisst. Und wie man sich auf einmal neu kennenlernt: Im alten Leben war Studer jemand, der Smalltalk nicht mochte. «Aber im Kloster gehöre ich zu den «Schnurri».



Peter Studer (hinten) geht nach dem Gottesdienst in die Sakristei.

Schwierig fand Studer am Anfang seiner Zeit im Kloster, einfachen Arbeiten einen Wert zu geben. Wenn er Kerzenhalter reinigte, dachte er: «Was mache ich hier eigentlich? Das ist doch keine Arbeit.» Irgendwann aber begriff er: Alle hier verrichten einfache Arbeiten. Sogar der Abt. Auch er hat alle paar Wochen Tischdienst und bedient die anderen. Studer gewöhnte sich an diese Art von Arbeit. Woran er sich noch nicht gewöhnt hat, ist das Essen. Seine Blutfettwerte haben sich derart verschlechtert, dass er Medikamente nehmen muss. Studer hat schon bei Abt Ludwig nachgefragt, ob man nicht weniger oft Tiefkühlessen servieren könne. «Aber vielleicht ist das halt eine Übung in Demut: Es gibt das Essen, das es gibt.»

Auch im Kloster entkommt man dem Menschsein nicht, den einen mag man lieber als den anderen. Studer etwa stört es, wenn jemand seinen Glauben allzu demonstrativ lebt. Er selber sei der «schlechteste Missionar, den man sich vorstellen kann». Wenn man Studer fragt, ob er sicher sei, dass es Gott gebe, sagt er: «Ich weiss es nicht. Ich glaube es.» Er sei ein vorsichtiger, tastender Gläubiger.

Am schwierigsten waren bisher die Momente, in denen Studer dachte: «Ich weiss nicht, ob ich das noch aushalte.» Manchmal lag das daran, dass er einfach einen schlechten Tag hatte. Manchmal fand er aber auch, so könne man nicht miteinander umgehen: zu viel Kritik, zu wenig Wohlwollen. Dann ist Studer wieder der Psychiater, der das Verhalten der Menschen analysiert und denkt, das müsste doch auch anders gehen.

Abbrechen wollte er jedoch nie. «Wo hätte ich auch hingehen sollen? Ich habe ja kein Zuhause mehr.» Die meiste Zeit mag er sein neues Leben. Manchmal kommen alte Freunde vorbei, und sie machen Musik zusammen. Studer dürfte das Kloster abends auch verlassen, wenn er das möchte, «aber inzwischen muss ich mich eher überwinden, wegzugehen, als hier zu sein».

Doch reicht das, um für immer zu bleiben? Und reicht es auch für die anderen im Kloster? Vor allem für einen: für Abt Ludwig?

Keine Schonfrist

Abt Ludwig, 69 Jahre alt, sitzt in seinem Arbeitszimmer an einem alten Holztisch, er hat die Fens-

ter geöffnet, es ist heiss draussen. Seit einem Jahr beobachtet er Peter Studer, seinen alten Kollegen aus dem Priesterseminar, «ich habe ihn vom ersten Tag an eingespannt, Schonfrist gab es keine».

Schnell ist dem Abt aufgefallen: Studer jammert nicht, auch wenn einmal etwas nicht klappt und es Streit gibt, «er nimmt es mit Humor, das ist grossartig». Manchmal staunt Ludwig, wie gut alles läuft. Denn er weiss aus eigener Erfahrung: Einfach ist es nicht, von einem weltlichen Leben ins Kloster zu wechseln.

Abt Ludwig hiess früher Rudolf Ziegerer. Er wurde in Maienfeld in eine reformierte Familie geboren und arbeitete als Primarlehrer. Erst mit 27 wurde er katholisch. Auch für Ludwig begann der Weg ins Kloster mit einer schwierigen Entscheidung: «Eine der grössten Prüfungen für mich war: Wie sage ich es meiner Familie und meinen Freunden?» Er sprach zunächst nur von einer Auszeit im Kloster. Irgendwann gewöhnten sich die Freunde daran, dass die Auszeit nie mehr enden würde.

1985 kam Rudolf Ziegerer nach Mariastein und wurde nach der Priesterweihe Bruder Ludwig. Seit einem Jahr ist er Abt und muss aufpassen, dass er nicht der letzte sein wird.

Als er sein Amt antrat, dachte er: «Ja, gut, vielleicht ist die Zeit der Klöster vorüber. Man kann auch würdig aussterben. Deshalb geht die Kirche nicht unter und das Christentum schon gar nicht.»

Es leben immer weniger Mönche im Kloster Mariastein: Als Ludwig vor vierzig Jahren kam, waren es 38. Heute sind es 12. Der Jüngste im Kloster ist 45 und trat vor fast zwanzig Jahren bei. Seither ist kein junger Mann mehr gekommen und geblieben. Vier Kandidaten haben es probiert, drei gingen von sich aus wieder, bei einem sehr jungen Mann entschied der damalige Abt: Es geht nicht.

Abt Ludwig sagt: «Es melden sich fast monatlich Männer von überallher, die ins Kloster kommen möchten.» Aber da müsse man vorsichtig sein. Viele hofften im Kloster auf eine Lösung für ihre persönlichen Probleme. «Aber wir sind keine Therapiestation.»

So kam der Abt auf eine andere Idee: Er wollte das Kloster für Männer öffnen, die früher nie Mönche geworden wären. Männer wie Peter Studer.

Im Mariastein leben neben den zwölf Mönchen drei weitere Männer. Ludwig nennt diese Gruppe «die klösterliche Lebensgemeinschaft». So bringt Ludwig zwei Bedürfnisse zusammen: Das Kloster gewinnt neue Männer. Und die Männer können ein klösterliches Leben führen, ohne sofort Mönche werden zu müssen.

Doch auch bei diesen Männern muss Abt Ludwig herausfinden, ob sie ins Kloster passen. «Die Prüfung beginnt am ersten Tag», sagt er. Dafür orientiert er sich an der alten Benediktinerregel.

Darin steht auch, wie ein Mönch sein muss. Es gibt drei wichtige Kriterien:

Erstens: Kann er gehorsam sein? Abt Ludwig sagt: «Ich interpretiere Gehorsam nicht im Sinn von Unterwürfigkeit. Sondern im Sinn von: Ist jemand kooperativ? Kann er sich einfügen und einem grossen Ganzen dienen?»

Zweitens: Hat er Eifer für den Gottesdienst? «Das kann man bei niemandem überprüfen. Aber mit der Zeit merkt man, ob jemand das gemeinsame Beten sucht und was es ihm bedeutet.»

Drittens: Hält er Widerwärtigkeiten aus? «Kann sich jemand mit den kleineren und grösseren Belastungen des Alltags zurechtfinden? Irgendwann zeigt sich, dass nicht alles nur Honigschlecken ist.»

Daneben beschäftigt Abt Ludwig eine ganz praktische Frage: Kann jemand auch wieder ins Leben ausserhalb des Klosters zurückkehren, wenn es nicht funktioniert? Jüngere Kandidaten müssen eine Ausbildung und Zeugnisse haben, und auch bei älteren muss sich der Abt sicher sein, dass sie den Tritt wiederfinden. Niemand soll nach dem Austritt vor dem Nichts stehen.

Und wie lautet jetzt das Urteil von Abt Ludwig über Peter Studer?

Bruder Thomas

Abt Ludwig sagt: «Ich suche nun das Gespräch mit Peter Studer und biete ihm an, den Weg in unserer Gemeinschaft weiterzugehen – nicht zuletzt, weil ich merke, dass er in der Gemeinschaft gut akzeptiert ist. Aber entscheiden kann ich das nicht allein. Am Ende beschliessen die Mönche demokratisch, auf welchem Weg es weitergehen soll.»

Sofern die Mönche zustimmen, ist es am wahrscheinlichsten, dass Studer ein sogenannter Klausaloblat wird. Das ist eine besondere Form, um sich an ein Kloster zu binden – für Männer, die sich erst nach der Lebensmitte dafür entscheiden. Äusserlich unterscheiden sie sich kaum von den anderen Mönchen. Peter Studer würde leben wie ein Mönch, er bekäme eine Kutte und, wenn er möchte, sogar einen neuen Namen. Sein Vermögen, die Pensionskasse und die dritte Säule gingen an das Kloster über, und im Gegenzug käme Mariastein für seinen Lebensunterhalt auf.

Aber anders als die Mönche würde Studer kein ewiges Gelübde ablegen, er hätte in der Klostergemeinschaft auch kein Stimmrecht.

Peter Studer sitzt beim alten Fischteich. Er hat sich schon überlegt, wie er heissen könnte: Bruder Thomas würde ihm gefallen. So hiess einst auch der Mann aus der Bibel, der für seine Zweifel bekannt war.

Prüfungen fürs Leben

Haben Sie das Zeug zur Satire?

Viele denken, in ihnen schlummere eine verkappte Satirikerin oder ein verkappter Satiriker. Aber gehören Sie wirklich auf die grosse Bühne, oder sind Sie einfach nur schlecht gelaunt? Machen wir den Test. Von Karpi, Illustration Nando von Arb

Bei welchen Themen vergeht Ihnen das Lachen?

- ☐ Persönliche Tiefschläge. 0 Punkte
- ☐ Geopolitische Querelen. 0 Punkte
- ☐ Tod und Krankheit. 0 Punkte
- ☐ Niemals. 1 Punkt

Während eines ernststen Gesprächs fällt Ihnen ein taktloser, aber sehr guter Witz ein.

- ☐ Aus Rücksicht auf die Gefühle anderer behalte ich den Witz für mich. 0 Punkte
- ☐ Ich muss ihn erzählen. Ohne Rücksicht auf Verluste. 1 Punkt

Was treibt Sie an?

- ☐ Die Meinung anderer. 0 Punkte
- ☐ Eine gesicherte Altersvorsorge. 0 Punkte
- ☐ Die Flucht vor Langeweile und ein ausgeprägter Ekel vor Autoritäten. 1 Punkt

Sind Sie fähig, auf eine einfache Frage mit Ja oder Nein zu antworten, oder überwiegt in Ihnen der Zwang, konträr zu sein?

- ☐ Ja. 0 Punkte
- ☐ Nein. 0 Punkte
- ☐ Deine Mutter. 1 Punkt

Was ist der derzeitige Schweizer Mehrwertsteuersatz?

- ☐ 8,1 Prozent. 0 Punkte
- ☐ 2,6 Prozent. 0 Punkte
- ☐ Keine Ahnung. 1 Punkt



AUSWERTUNG

4–5 Punkte

Sie sind ein Naturtalent. Als pointengeiler Menschenfeind sollten Sie Ihren Zynismus zum Beruf machen. Sie werden ein aufregendes, dichtes Leben führen und mittellos sterben.

2–3 Punkte

Sie haben kreatives Potenzial, aber leider war Ihre Kindheit für ein Leben im Rampenlicht nicht traurig genug. Für Satire reicht es nicht bei Ihnen – aber einer Anstellung in der Werbebranche steht nichts im Weg.

0–1 Punkte

Sie sind sozial kompetent, ausgeglichen und wohlhabend. Sie führen ein vernünftiges, langweiliges Leben und kommen auch ohne Humor wunderbar zurecht.

«Sagen Sie doch wenigstens Monsieur Idiot»



MONSIEUR GUIRAND, so nennt er sich, wurde am 20. April 1968 in Haiti geboren und lebt seit fast vierzig Jahren in Frankreich. Seit siebzehn Jahren fährt er Taxi in Paris. Er wohnt im Département Val-d'Oise nördlich der Hauptstadt und ist Vater von vier Söhnen. Guirand fährt eine schwarze Lexus-ES-Limousine. Seinen Arbeitstag beginnt er meist um fünf Uhr morgens. Seine Taxilizenz kostete ihn rund 247 000 Euro. Finanziert hat er sie mit einem Kredit über zehn Jahre. Die Fahrt vom Arc de Triomphe ins Geschäftsviertel La Défense kostet 17 Euro 20.

Wie sind Sie Taxifahrer geworden?

Ich habe in meinem Leben schon viele Berufe ausgeübt. Ich war Elektriker, arbeitete in der Metallverarbeitung und hatte mein eigenes Unternehmen. Immer wenn ich das Gefühl hatte, dass ein Beruf nicht mehr zu mir passt, habe ich mir etwas Neues gesucht. So bin ich beim Taxi gelandet.

Was gefällt Ihnen an Ihrem Beruf?

Anfangs habe ich gezögert, weil man fast den ganzen Tag sitzt. Man muss ständig konzentriert sein und verbringt bis zu zehn Stunden am Steuer. Mit der Zeit habe ich den

Beruf aber lieben gelernt. Kein Tag ist wie der andere. Ich begegne ständig neuen Menschen und höre ihre Geschichten.

Sprechen Sie mit allen Fahrgästen?

Nein. Manche möchten ihre Ruhe haben. Vielleicht hatten sie einen schlechten Tag oder beschäftigen sich mit ihren eigenen Problemen. Dann lasse ich sie in Frieden. Andere erzählen sofort aus ihrem Leben. Man muss als Taxifahrer spüren, was der Fahrgast möchte.

Welche Fahrt ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Eine werde ich nie vergessen. Ich kam vom Flughafen und sah an der Porte d'Orléans einen Mann auf Krücken. Er bat mich, ihm beim Einsteigen zu helfen. Der Mann hatte keine Beine mehr. Er erzählte, drei oder vier Taxis hätten zuvor nicht angehalten oder ihm nicht helfen wollen. Ich half ihm ins Auto und später auch wieder hinaus. Die Fahrt kostete kaum zehn Euro, aber er wollte mir fünfzig geben. Ich lehnte ab. Während der Fahrt erzählte er, wie er als Kind bei einem Unfall mit dem Traktor seines Vaters beide Beine verloren hatte. Diese Geschichte begleitet mich bis heute.

Haben Sie auch schon unangenehme Fahrgäste erlebt?

Natürlich. Aber ich habe mir von Anfang an gesagt: Wenn jemand nicht bezahlen will, werde ich mich nicht mit ihm prügeln. Das ist die Energie nicht wert.

Hat denn schon einmal jemand die Taxifahrt nicht bezahlt?

Ja. Einmal brachte ich einen gut gekleideten Mann vom Centre Pompidou ins 15. Arrondissement. Als wir ankamen, sagte er einfach: «Danke.» Ich antwortete, er habe wohl vergessen zu bezahlen. Darauf meinte er: «Ich habe Ihnen doch Danke gesagt. Reicht Ihnen das nicht?» Ich liess ihn gehen. Ein anderes Mal rannten mir einige Jugendliche einfach davon. Natür-

lich ärgert mich das. Ich lebe von diesem Beruf. Aber wenn jemand ehrlich sagen würde, dass er kein Geld hat, würde ich ihn wahrscheinlich trotzdem mitfahren lassen.

Werden Sie im Strassenverkehr oft beschimpft?

Man hat mich schon alles Mögliche genannt. Ich versuche dann, die Situation mit Humor zu entschärfen. Manchmal sage ich: «Sagen Sie doch wenigstens Monsieur Idiot.» Oft müssen die Leute dann selbst lachen und entschuldigen sich sogar.

Wie sieht ein normaler Arbeitstag aus?

Ich verlasse das Haus um fünf Uhr morgens und komme meist zwischen sechs und sieben Uhr abends zurück. Ein guter Tag ist für mich nicht unbedingt ein Tag mit viel Umsatz. Ein guter Tag ist einer, an dem nichts passiert ist, ich niemanden betrogen habe und ehrlich arbeiten konnte. Erst danach interessiert mich, wie viel Geld ich verdient habe.

Haben Sie einen Lieblingsort in Paris?

Eigentlich nicht. Ich fahre dorthin, wo es Arbeit gibt. Weil ich viele Geschäftsleute fahre, bin ich oft im 7., 8. oder 16. Arrondissement unterwegs. Wir Franzosen schimpfen ja ständig über unsere Stadt. Die Touristen dagegen erinnern uns daran, wie schön sie ist. Eigentlich ist ganz Paris ein Museum.

Daniel Steinworth

Frankreich

Einwohner:	69,1 Millionen
BIP pro Kopf:	Fr. 39 700
1 Liter Benzin:	Fr. 1.80
1 Liter Milch:	Fr. 1.20
1 Liter Coca-Cola:	Fr. 1.60
Big Mac:	Fr. 7.60
1 Kilogramm Reis:	Fr. 2.10
Netflix-Abonnement:	Fr. 13.90/Monat
1 Packung Zigaretten:	Fr. 11.00

Mamma mia, KI!



Jede Phantasie verwandelt die künstliche Intelligenz sekundenschnell in Bilder. Viele von ihnen spielen mit menschlichen Gefühlen und haben nur einen Zweck: Geld zu machen. Wer die Urheber sind, lässt sich selten verifizieren. Der visuelle Journalist Simon Tanner stellt für das NZZ Folio die Trends einer neuen Ära zusammen.

Diesmal: Lust auf Italo-Party? Vergessen Sie Adriano Celentano. Die neuen Schlagerstars sind ein Hai in Turnschuhen namens «Tralalero Tralala» oder das Krokodil «Bombardino Crododilo». Der Trend «Italian Brainrot» zeigt KI-Figuren, die nicht nur viral gingen, sondern auch als Plüschtiere oder Schlüsselanhänger die analoge Welt eroberten.

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

«Wie das Schwein, so das Grunzen»

Redensarten aus aller Welt über Alleskönner, Ausreden und Herkunft.

Jemand, der alles kann

- Johannes aller Gewerbe, aber Meister in keinem (Englisch)
- Der Herr aller Talente (Urdu)
- Hansdampf in allen Gassen (Deutsch)
- Besitzt viele Messer, doch keines ist scharf (Kantonesisch)
- Acht-Richtungs-Schönheit (Koreanisch)
- Barbie Neun-Jobs (Litauisch)
- Kate für alles (Kroatisch)
- Mann der Weintrauben (Hebräisch)

Ausreden für eigenes Versagen

- Ein schlechter Handwerker gibt seinen Werkzeugen die Schuld (Englisch)
- Wenn die Ente nicht schwimmen kann, ist nicht das Wasser dumm (Ungarisch)
- Dem schlechten Schwimmer ist die Badehose zu eng (Deutsch)
- Die schiefe Rakete wird durch das Weltall behindert (Bulgarisch)
- Der Hässliche gibt dem Spiegel die Schuld (Indonesisch)
- Den schlechten Tänzer behindern seine Eier (Russisch)
- Ein Schwein findet immer eine Ausrede: Mal ist der Boden gefroren, mal tut die Schnauze weh (Finnisch)

Es liegt in der Familie

- Der Sohn einer Katze jagt Mäuse (venezolanisches Spanisch)
- Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm (Deutsch)
- Das Kind eines Fisches weiss, wie man schwimmt (Portugiesisch)
- Der Nachwuchs einer Schlange wird immer lang sein (Igbo)
- Tiger haben keine Hunde als Söhne (Mandarin)
- Bockige Stute, bockiges Fohlen (Irish)
- Wie das Schwein, so das Grunzen (Slowakisch)
- Wo kommt die Sauce hin, wenn nicht auf den Reis? (Malaiisch)

Adam Sharp

«Ich hätte auch ins Kasino gehen können»

Die Finanzexpertin und Autorin *Jessica Schwarzer* zockte früher gern an der Börse. Heute baut sie ein Vermögen fürs Alter auf, gönnt sich gelegentlich Handtaschen – und erklärt anderen, wie man reich wird. Von *Flurin Clalüna* und *Aline Wanner*, Bilder *Sofia Brandes*



Künstliche Intelligenz sorgt an den Börsen für Euphorie, die Kurse steigen, kürzlich haben wir den spektakulärsten Börsengang der Geschichte erlebt. Haben Sie auch SpaceX-Aktien gekauft?

Nein, habe ich nicht. Ich fand den Börsengang sehr interessant, aber auch schwierig, weil er schon im Vorfeld so gehypt wurde. SpaceX-Aktien zu kaufen, wäre mir zu nervenaufreibend. Ich überlege aber, ob ich in einen Raumfahrt-ETF mit breiterer Risikostreuung investieren soll, in einen Fonds, der mehrere Unternehmen aus der Raumfahrt umfasst. Da sehe ich Zukunftsperspektiven.

Wenn wir die Börse mit einem Flohmarkt vergleichen, auf dem wir eine Jeans kaufen: Was ist da der Unterschied?

Es gibt keinen grossen Unterschied: Wenn ich eine beliebte Vintage-Jeans haben möchte, muss ich einen höheren Preis bezahlen. Nur ist der Börsenhandel natürlich viel regulierter – und das ist auch richtig so.

Aber die Aktie von SpaceX ist an einem Tag 150 Dollar wert, kurze Zeit später über 200 Dollar. Das passiert bei der Jeans nicht.

Die Kursschwankungen haben viel mit Börsenpsychologie zu tun. Gier und Panik bestimmen an turbulenten Tagen die Kurse. Nach starken Kursrücksetzern sind auch oft Schnäppchenjäger unterwegs. Auf die schlechtesten Tage an der Börse folgen häufig die besten.

Solche Effekte kennt auch die Welt der Mode: Trends und Hypes.

Genau! Künstliche Intelligenz ist auch so ein Beispiel: Alle wollen was mit KI. Dann war plötzlich die Rede von einer Blase, die Kurse gaben nach. Diese Einschätzung teile ich jedoch nicht. KI ist ein Megatrend, der nicht mehr verschwindet.

Wie unterscheiden Sie einen Megatrend von einer Blase?

Ein Trend schliesst eine Blase nicht aus. Das haben wir während der Jahrtausendwende erlebt, mit der Dotcom- oder Internetblase: Ich wurde in dieser Zeit an der Börse sozialisiert. Wo Internet draufstand, stiegen die Kurse. Viele Unternehmen sind damals aber pleitegegangen. Irgendwann ist diese Blase geplatzt. Aber das Internet gibt es immer noch.

Wie erging es Ihnen als Anlegerin?

Ich habe Ende der 1990er Jahre Geld gemacht mit Amazon-Aktien. Die waren kräftig im Plus, als ich sie verkaufte. Ich tat das, weil ich das Geld

brauchte: Ich wollte in Wien studieren, die Stadt kennenlernen, in Restaurants essen, die Oper besuchen. Ich wollte es krachen lassen, habe ich auch, dank dem Aktiengewinn.

Was wäre passiert, wenn Sie nicht verkauft hätten?

Dann hätte ich eine lange Durststrecke durchstehen müssen, bis die Kurse wieder nach oben stiegen. Aber heute könnte ich Millionärin sein. Dumm gelaufen. Allerdings habe ich mit vielen der Aktien, die ich damals im Depot hatte, auch Verluste gemacht. Die Unternehmen gibt es gar nicht mehr.

Bei KI ist auch unklar, wer sich durchsetzt.

Absolut, das weiss man heute nicht. Da ist gerade ein bisschen sehr viel Phantasie in den Kursen.

Was ist denn der Unterschied zwischen dem KI-Trend heute und der Internetblase damals?

In der Internetblase haben viele Firmen kein Geld verdient. Es war quasi ein Qualitätsmerkmal, möglichst schnell möglichst viel zu verbrennen. Natürlich gibt es dieses Phänomen auch jetzt. Gleichzeitig verdienen heute Microsoft, Apple oder Nvidia ausserhalb der KI mit anderen Sparten extrem viel Geld. Diese Unternehmen schreiben bereits gigantische Gewinne.

Sie bezeichnen sich als leidenschaftliche Börsianerin seit Jahrzehnten. Was ist der Reiz dieses Spiels?

Für mich ist es kein Spiel. Mich faszinieren die wirtschaftlichen Zusammenhänge, das Auf und Ab der Kurse. Heute investiere ich breit, früher habe ich gezockt wie eine Verrückte.

Was heisst das?

Ich gehörte auch zu denen, die alles kauften, worauf «Internet» stand. Ich habe einen Blick auf den Kursteil der Zeitung geworfen und in alles investiert, was Gewinn versprach. Das hatte nichts mit Analyse oder Strategie zu tun. Ich hätte auch ins Kasino gehen können. Nur wurde ich an der Börse viel reicher: Ich war gefühlt die reichste Studentin Deutschlands. Ich hatte 30 000 oder 40 000 Mark von meinen Eltern und Grosseltern bekommen, die sie für meine Ausbildung gespart hatten. Mit achtzehn durfte ich mich selbst um dieses Geld kümmern. Kurze Zeit später ging die Telekom an die Börse: Meine Mutter sagte: «Lass uns doch mal eine T-Aktie zeichnen.» Ich war Feuer und Flamme und fing an, zu spielen – irgendwann hatte ich über 200 000 Mark.

Ihr Vermögen hat sich mehr als vervierfacht?

Es war krass.

Sie haben also die ganzen Ersparnisse der Grosseltern investiert?

Alles! Ich war euphorisch. Bis es eben Anfang der 2000er Jahre geknallt hat und ich gemerkt habe: Ups, Kurse steigen gar nicht immer. Die Leidenschaft habe ich aber nicht verloren – und zum Glück auch nicht so viel Geld. Neben Amazon habe ich rechtzeitig andere Titel verkauft. Gleichzeitig lernte ich bei dem Crash, dass

Investieren Sie die Gewinne wieder, oder kaufen Sie auch einmal ein Auto oder leisten sich teure Ferien?

Wenn ich etwas mit Gewinn aus dem Spielgeld-Depot verkaufe, transferiere ich das oft auf mein langfristiges Depot. Es kann aber gut sein, dass ich bald einmal wieder eine neue Handtasche kaufe. Allerdings mache ich so was eher einmal im Jahr als einmal im Monat. Zudem bin ich leidenschaftliche Golfspielerin, ich leiste mir gerne Golfferien mit Trainern, die sind kostspieliger als normale Ferien.

«Ich war gefühlt die reichste Studentin Deutschlands.»

es wichtig ist, das Risiko gut zu verteilen. Heute habe ich ein grosses, breit gestreutes Depot mit ETF-Sparplänen. Das heisst, ich investiere regelmässig in Indexfonds, die sehr viele verschiedene Aktien enthalten. Gelegentlich kaufe und verkaufe ich Einzelaktien. Dafür habe ich ein kleines Spielgelddepot.

Was heisst ein kleines Depot?

Wenige 10 000 Euro. Na ja, jetzt ist es etwas grösser geworden als geplant, weil meine Lieblingsaktie von Louis Vuitton so gut läuft. Langfristig performt mein grosses Depot aber besser.

Wie viel Geld ist da drin?

Sechstellig, es steht keine Zwei mehr davor, sondern eine Ziffer, die grösser ist. Millionärin bin ich aber nicht.

Was war Ihre grösste Fehlinvestition?

Wirecard. Der deutsche Zahlungsdienstleister, der 2020 nach einem milliardenschweren Bilanzbetrug zusammenbrach. Ich habe investiert, als schon kritische Berichte öffentlich waren. Das war total bescheuert von mir. Als Journalistin weiss ich ja, was nötig ist, um so eine Geschichte über einen Bilanzbetrug bei einem Unternehmen veröffentlichen zu können, das zu den grössten börsenkotierten Firmen Deutschlands gehört: harte Belege.

Was hat Sie denn getrieben?

Was mich getrieben hat? Es war die pure Gier.

Wie entscheiden Sie, wie viel und wo Sie investieren?

Als Finanzjournalistin möchte ich am liebsten immer kaufen, worüber ich schreibe, aber ich halte mich zurück. Ich lese viel: Newsletter, Medienmitteilungen, «Handelsblatt», «Wirtschaftswoche», NZZ. Auch Anlagemagazine, in denen es eher um Zockerei geht. Ich pflege rege Kontakte mit Börsianern oder Bankern, das ist ein grosser Vorteil.

Für eine Frau verhalten Sie sich untypisch: Sie lieben Aktien und reden über Geld. Wie kam es dazu?

Aus Spass habe ich immer gesagt: Ich bin wahrscheinlich geldgierig. Das trifft es vielleicht auch. Ich bin ein Kind geschiedener Eltern, das Geld sprudelte nicht, man musste budgetieren und haushalten. Das habe ich früh gelernt. Ich hatte ein relativ hohes Taschengeld, aber nicht, um es zu verprassen. Ich musste damit alle Schulbücher und alle Hefte bezahlen.

Wie viel Taschengeld haben Sie bekommen?

An die Summe erinnere ich mich nicht mehr, sicher doppelt oder dreimal so viel wie die anderen. Wenn ich die fünfte Jeans haben wollte, weil die Marke gerade total cool war, und ich die dummerweise nicht im Schrank hatte, dann sagte meine Mutter: «Du hast vier Jeans, die passen dir alle noch, die sind nicht zerrissen, kauf dir die Jeans selber. Oder spar dafür.»

Das haben Sie gemacht?

Ich fand es immer ganz toll, Geld auf mein Sparbuch einzuzahlen. Ich war immer die Erste, die am ersten Banktag des Jahres mit dem kleinen roten Heft der Stadtsparkasse vor der Bank stand und sagte: «Einmal Zinsen gutschreiben.» Irgendwann sagte mir meine Mutter: Die Zinsen sind nicht überall dieselben.

Wie haben Sie darauf reagiert?

Ich bin mit dem Fahrrad von Bank zu Bank gefahren und habe Zinsen verglichen. Meine Mutter musste mit dem Auto hinterher, weil ich selbst kein Konto eröffnen konnte, da war ich vielleicht vierzehn. Nach der vierten Bank sagte sie: «So, es reicht jetzt. Das haben wir jetzt verstanden.» Dann erklärte sie mir, dass man Zinsen auch verhandeln kann. Unser Bankberater bei der Sparkasse hat sich vermutlich krumm-gelacht, als ich mit meinem Ordner ankam und sagte: «Ich war bei der Konkurrenz.» Und dann habe ich 0,2 Prozent auf meine 200 Mark mehr bekommen.



Jessica Schwarzer, Autorin (52)

Die deutsche Finanzexpertin war viele Jahre Chefkorrespondentin beim «Handelsblatt». Heute arbeitet sie als Autorin, Moderatorin und Coach. Sie schrieb verschiedene Bücher, ihr neuestes Werk heisst «Über die Psychologie der Börse». Schwarzer bietet auch Workshops für Frauen an, die ihr Geld investieren möchten. Sie lebt in Düsseldorf.

Ihre Freundinnen hat das alles vermutlich wenig interessiert.

Die dachten wohl: Die hat sie nicht mehr alle.

Warum tun sich viele Frauen so schwer mit dem Thema?

Wir Frauen machen intuitiv etwas, das im Grunde richtig ist: Wir hinterfragen, wir wollen es genau verstehen. Das hindert uns aber gelegentlich daran, ins Machen zu kommen. Frauen investieren seltener, weil sie glauben, sie kennen sich nicht aus.

«Wir Frauen machen intuitiv etwas, das im Grunde richtig ist: Wir hinterfragen.»

Wenn Frauen dann investieren, machen sie vieles richtig: Sie tun, was sie verstehen, und setzen lieber auf eine breite Risikostreuung. Sie denken viel langfristiger und strategischer als Männer.

Weshalb?

Frauen sind so sozialisiert: Die Frau kümmert sich, die Frau plant, die Frau denkt nachhaltig. Nur der Einstieg fällt vielen Frauen so schwer.

Aber es verändert sich zum Glück. In Deutschland investieren immer mehr Frauen an der Börse – und auch immer mehr jüngere Menschen. Sie realisieren, dass sie für das Alter vorsorgen müssen. Zudem sind die Hürden heute deutlich geringer. Ich musste noch Faxe an die Bank schicken, um einen Kaufauftrag für eine Aktie zu bestätigen. Manchmal kam eine Rückfrage: Was ist AOL? Das war mein Lieblingsanruf. Amerika online! Die Tante von der Bank, Entschuldigung, hatte es nicht mitbekommen. Heute kann jeder auf dem Smartphone loslegen, auch mit ganz kleinen Summen.

Legen Frauen auch öfter an, weil sie mehr arbeiten und über mehr Geld verfügen?

Das ist ein Faktor. Gleichzeitig sehe ich in meinem Freundeskreis noch häufig: Der Mann kümmert sich um die Finanzen. Nur: In Deutschland wird jede dritte Ehe geschieden. Es ist ein viel zu grosses Risiko, sich bei den Finanzen auf den Mann zu verlassen.

Was sind die grössten Börsenirrtümer?

Die Börse ist ein Kasino, da verliert man sowieso, es gewinnen immer nur die anderen, die Reichen. Viele glauben, man müsse sich unglaublich tief reinfuchsen. Das stimmt nicht. Jeder und jede kann in einen breit gestreuten ETF investieren. Aktien sind ein langfristiges Investment. Im Grunde werde ich ja Unternehmerin, wenn ich Aktien kaufe. Und eine Firma denkt langfristig.

Es sind nicht nur die Frauen, die vor der Börse Angst haben. Das gilt auch für viele Europäer, besonders für Deutsche, etwas weniger für Schweizer. Amerikaner investieren viel selbstverständlicher in Aktien.

Die Angst ist mir unerklärlich. Ich muss zumindest versuchen, bei meiner Geldanlage die Inflation auszugleichen, damit mein Vermögen langfristig wächst. Ich glaube, die Deutschen sind einfach auf eine falsche Art zu Sparern erzogen worden. Es hilft auch nicht, wenn sich Spitzenpolitiker hinstellen und sagen: «Ich fühle mich mit meinem Sparbuch oder meinem Girokonto sicher.» Wenn man eine Politikerpension bekommt, hat man auch kein Problem mit Vermögensaufbau oder Rentenlücken.

Hält ein guter Sozialstaat die Leute davon ab, schlau zu investieren?

Ich glaube, eher schlechte Finanzbildung hält Leute davon ab, schlau zu investieren. Ich habe gerade ein Podium geleitet, bei dem es um finanzielle Bildung für Kinder ging. Da sind mir Schulbuchaufgaben aus dem Matheunterricht präsentiert worden, bei denen ich gedacht habe:

Okay, das geht jetzt eher an der Zielgruppe vorbei. Es ist schon krass, wie wenig finanzielle Bildung Kinder bekommen. Sie lernen nichts über Budgets, Haushaltsführung, Mietverträge, Versicherungen.

Sie haben selbst keine Kinder, aber Patenkinder. Was bringen Sie ihnen bei?

Ich habe sie schon früh mit der Börse genervt. Ein Patenkind konnte noch kaum lesen und rechnen, da musste es mit mir schon Monopoly spielen. Einmal hatte ich Angst, ich mache einen Immobilienhai aus ihm, aber wir haben die Kurve noch gekriegt. Während der Covid-Pandemie war er dreizehn, da rief er mich an und sagte, ich müsste ihm das mit der Börse noch einmal genauer erklären. Seine Eltern hätten ihm gesagt, er dürfe investieren. Dann habe ich zwei, drei Stunden Fragen beantwortet und ihm gesagt, er könne morgen wieder anrufen und bis dann Youtube-Finanzkanäle schauen. Am nächsten Tag rief er mich an und sagte: «Kann ich Day-Trader werden?» Also jemand, der sehr kurzfristig an der Börse handelt, um von Kursschwankungen zu profitieren. Ups, falsch abgebogen auf Youtube.

Gibt es Branchen, in die Sie nicht investieren? Haben Sie eine rote Linie?

Früher hätte ich gesagt: Rüstung. Aber nach dem Angriff von Russland auf die Ukraine habe ich umgedacht und in einen Rüstungs-ETF investiert. Er hat ganz gut Gewinn gemacht. Vielleicht fliesst dieses Geld bald in den Raumfahrt-ETF. Klar, wenn ein Unternehmen ein Umweltsünder ist oder Kinder für sich arbeiten lässt, beteilige ich mich nicht. Aber so etwas gibt es an der Börse kaum mehr, die werden so stark überwacht.

Aber auch börsennotierte Unternehmen geraten immer wieder in die Kritik – etwa wegen schlechter Arbeitsbedingungen, fragwürdiger Rohstoffförderung oder ihrer Lieferketten.

Das stimmt natürlich. Und solche Kritik ist auch wichtig. Investoren können in diesen Fällen viel Druck auf die Unternehmen ausüben, zum Beispiel indem sie die Aktien verkaufen und den Kurs auf Talfahrt schicken. Schwarze Schafe wird es leider immer geben.

Die Börse ist ein Ort, an dem alle langfristig gewinnen. Hat das irgendwann ein Ende?

Man gewinnt langfristig nur, wenn man breit gestreut investiert. Hat das irgendwann ein Ende? Die Wirtschaft und die Weltbevölkerung wachsen, wir werden auch in den nächsten Jahrzehnten immer neue Trends und neue Technologien erleben, deshalb: Ich sehe nichts, was das Wachstum bremsen würde. Ich habe ein Frühstücksbrettchen, da ist die Kurve des S&P 500 drauf, eines der wichtigsten und meistbeachteten Aktienindizes der Welt mit den 500 grössten börsennotierten Unternehmen der USA. Das ist eine steile Kurve nach oben während 130 Jahren. Deswegen würde ich sagen, dass es langfristig so weitergeht. Rücksetzer und Crashes wird es aber immer wieder geben, die Erholung aber zum Glück auch.

Der Trend würde sich erst ändern, wenn zum Beispiel die Weltbevölkerung markant zurückgehen würde?

Der Trend würde sich erst ändern, wenn zum Beispiel die Weltbevölkerung markant zurückgehen würde?

Ja, zum Beispiel. Selbst ein Weltkrieg würde den positiven Trend langfristig nicht stoppen. Die zwei Weltkriege haben extreme Crashes an der Börse hervorgerufen und sehr viel menschliches Leid. Aber es gibt immer noch Unternehmen, die es damals schon gab und heute immer noch gibt. Nur kam es auch zu grossen Verschiebungen. Dazu braucht es noch nicht einmal Kriege: In den 1980er und 1990er Jahren waren die wertvollsten Unternehmen Ölkonzerne, mittlerweile sind es Tech-Konzerne.

Sie sind 52. Hat Ihnen die Börse das Leben ermöglicht, das Sie sich gewünscht haben, als Sie begonnen haben zu investieren?

Ich wollte immer Karla Kolumna werden, die rasende Reporterin aus der Kinderhörspielserie «Benjamin Blümchen». Deshalb habe ich Politik und Geschichte studiert. Zur gleichen Zeit wurde ich an der Börse sozialisiert. Ich hatte immer eine Leidenschaft fürs Schreiben und für die Börse. Das konnte ich zu meinem Beruf machen. Aber ich hatte nie das Ziel, die Summe X zu besitzen. Ich liebe meinen Job, und ich liebe es, als Selbständige im Sommer etwas mehr Golf zu spielen. Aber ich habe nie davon geträumt, Millionärin zu werden. Für mich waren finanzielle Freiheit und Unabhängigkeit wichtig. Dieses Ziel habe ich erreicht.

Was soll Ihnen die Börse künftig noch ermöglichen in Ihrem Leben?

Es gibt da ein paar Orte auf der Welt, an denen ich noch nicht war, die Karibik würde mich reizen. Vor zwei Jahren habe ich mir endlich das Golfen in Südafrika gegönnt. Vielleicht arbeite ich mit siebzig noch voll wie jetzt. Vielleicht aber auch mit sechzig fast gar nicht mehr. Frei entscheiden zu können, ohne sich Sorgen zu machen, das ermöglicht mir die Börse. Und ein paar Luxusgüter.

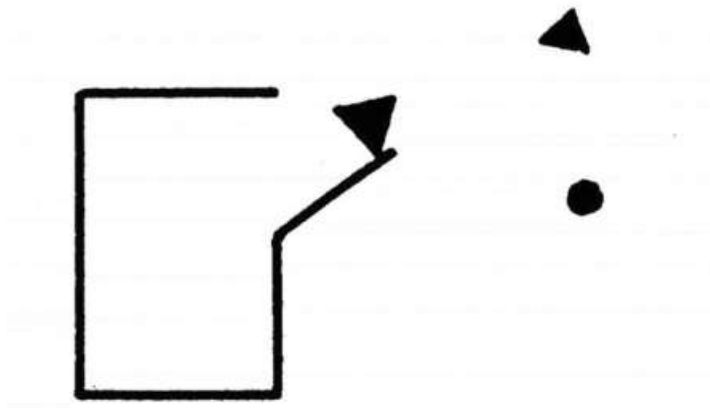
Flurin Clalüna ist NZZ-Folio-Redaktor.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin von NZZ Folio.

Sofia Brandes ist freie Fotografin, sie lebt in Düsseldorf.

Du böses Dreieck!

Ein kurioser Film mit geometrischen Formen zeigte 1944: Der Mensch kann nicht anders, als leblosen Dingen Absichten zu unterstellen.



Das grosse Dreieck ist eindeutig ein Grobian, der Kreis ein Angsthase.

Wenn Sie je einen Star-Wars-Film gesehen haben, wurden Sie Opfer einer Täuschung, von der Sie wahrscheinlich bis heute nichts wissen: Der furchtlose, tonnenförmige Roboter R2-D2 mit seiner frechen Piepsstimme, der die Protagonisten immer wieder aus heiklen Situationen rettet, ist in Wahrheit nur ein Blechzylinder auf Rädern mit einem Lautsprecher. Das wussten Sie schon? Mag sein. Dann bleibt die Frage, wie es dieser Blechzylinder schafft, bei Ihnen Sympathie, Sorge und Mitgefühl auszulösen.

R2-D2 ist ein Paradebeispiel für eine sonderbare Neigung des Menschen, an die wir uns derart gewöhnt haben, dass sie uns nicht mehr auffällt: die Anthropomorphisierung, den Drang, unbelebter Materie Absichten, Überzeugungen und Gefühle anzudichten. Diese Eigenschaft steckt derart tief in uns, dass es einen besonderen Beobachter brauchte, um zu verstehen, wie erstaunlich sie in Wahrheit ist.

Fritz Heider wurde 1896 in Wien in eine wohlhabende Familie geboren. Als Kind verletzte er sich beim Hantieren mit einer Spielzeugpistole am linken Auge und verlor einen Teil seiner Sehkraft. Trotzdem – oder gerade deshalb – faszinierte ihn die visuelle Wahrnehmung des Menschen. Er zeichnete viel und interessierte sich für Malerei.

Heider studierte Philosophie und Psychologie und ging 1930 in den USA an die Clarke School

in Northampton, Massachusetts. Dort erforschte er die Mechanismen der sozialen Wahrnehmung: Wie deuten wir das Verhalten anderer? Wie erkennen wir ihre Absichten? Wie schliessen wir auf ihre Gefühle? Bis dahin hatte man vor allem den Gesichtsausdruck als Spiegel von Emotionen untersucht. Heider war überzeugt, dass das nicht ausreichte, weil man dabei ignorierte, wie Begegnungen verlaufen. Zum Beweis stellte er einen Trickfilm her, in dem ein grosses und ein kleines Dreieck, ein Kreis und ein Rechteck mitspielten.

Heiders Assistentin Marianne Simmel hatte diese Figuren aus Pappe ausgeschnitten und viele Einzelbilder von ihnen zu einer eineinhalb Minuten langen Animation zusammengefügt: Das grosse Dreieck begibt sich in das Rechteck, verlässt es wieder, trifft auf das kleine Dreieck, geht zurück in das Rechteck, diesmal mit Kreis, und stösst am Schluss gegen die Linien des Rechtecks.

Studentinnen hatten nun die Aufgabe, zu beschreiben, was sie sahen. Nur eine von 34 schaffte es. Sie schilderte den Ablauf in rein geometrischen Begriffen. Alle andern interpretierten das Geschehen als soziales Drama.

Das grosse Dreieck wurde als aggressiv geschildert, das kleine als schlau, der Kreis dagegen sei ängstlich; im Rechteck sahen die Probandinnen ein Haus. Obwohl die vier Protagonisten bloss geometrische Figuren waren und nichts Menschliches hatten, konnten die Probandinnen nicht anders, als aus ihren Bewegungen auf Absichten und Gefühle zu schliessen: Das grosse Dreieck griff das kleine an, der Kreis versteckte sich vor dem grossen Dreieck im Haus, das kleine Dreieck half dem Kreis.

Offenbar kann unser Gehirn nicht anders, als überall planvolles Handeln und eine Erzählung aus Ursache und Wirkung zu vermuten – selbst in abstrakten Formen. Die Gründe für diese erstaunliche Täuschung liegen wohl in der Evolution. Die Absichten und Gefühle anderer Wesen blitzschnell zu erkennen, war für unsere Vorfahren überlebenswichtig. Im Zweifelsfall setzten sie diese Fähigkeit lieber einmal zu viel als einmal zu wenig ein. Die Anthropomorphisierung lebloser Dinge wird als Nebenwirkung dieses lebensrettenden Schutzmechanismus gedeutet. Wir begegnen ihr heute, wenn wir nach einem System-Absturz über unseren Computer fluchen oder unsere Befehle an eine KI mit «Bitte» beginnen.

Auf Youtube gibt es viele Versionen der Animation von Heider und Simmel zu sehen. Unter einer fragte ein Kommentator: «Wann folgt die nächste Staffel?»

«Würdest du im Krieg kämpfen und auch töten?» – «Ich antworte auf beide Fragen mit Ja»

Wenn sie heute jung wäre, könnte sie sich vorstellen, Militärdienst zu leisten. Denn wer Freiheit beanspruche, müsse bereit sein, sie zu verteidigen, schreibt die politische Philosophin *Katja Gentinetta*, Illustration *Luca Schenardi*

Kaum ein Prinzip steht heute so quer in der Landschaft wie die Wehrpflicht. Von Zwang und Pflichten hat sich unsere Gesellschaft weitgehend verabschiedet; Hierarchien und Disziplin lehnen wir ab, und Fremdbestimmung widerspricht unseren Gewohnheiten.

Umgekehrt aber erhebt unsere Gesellschaft den Anspruch, dass niemand von den vielen Möglichkeiten, die das Leben und der Wohlstand heute bieten, ausgeschlossen werden darf – und zählt darauf, dass der Staat in Zeiten der Not einspringt. Dass dieser Staat jedoch, zumal in einer Demokratie, aus uns allen besteht und ohne uns – als Bürgerinnen und Bürger, die sich daran beteiligen – gar nicht existiert, geht dabei oft vergessen. Im Grundsatz müsste gelten: Wer Rechte hat, hat auch Pflichten. Wer Freiheit will, muss auch für Sicherheit sorgen.

Seit ich mich mit Sicherheitsfragen beschäftige, werden mir zwei Fragen immer wieder gestellt: Würdest du kämpfen und auch töten?

Dass ich auf beide Fragen mit einem Ja antworte, wird mit Befremden, ja teilweise offenem Schrecken quittiert. Für Erstaunen sorgt jeweils meine ergänzende Bemerkung, dass ich, wenn ich heute jung wäre, mir vorstellen könnte, Militärdienst zu leisten – wobei ich überzeugt bin, dass eine allgemeine Wehrpflicht vieles erleichtern würde.

Dass man heute, zumal als Frau, in der Regel auf wenig Verständnis stösst, wenn man sich offen zeigt gegenüber der Aufgabe, sein Land – seine Gesellschaft, seine Werte, seine Familie – zu verteidigen, offenbart das Dilemma, in dem unsere heutigen Demokratien stecken.

An Frieden gewöhnt und von Gewalt abgeschreckt, können sich viele Menschen gar nicht mehr vorstellen, selbst von Krieg betroffen zu sein. Noch schwieriger ist die Vorstellung, in einem Krieg den Alltag bewältigen zu müssen. Krieg gehört für die meisten der Vergangenheit an oder findet weit von uns entfernt statt. Beides aber ist nicht der Fall.



Historisch gesehen ist Krieg nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Normalität. Das Prinzip der Gewaltfreiheit stellt eine sehr junge Errungenschaft dar, die den Grausamkeiten der beiden Weltkriege in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschuldet ist und seit einigen Jahren von Mächten offen infrage gestellt wird. Frieden, ja nur schon Konfliktfreiheit, war stets ein prekärer Zustand. Auch deshalb verfügen selbst Demokratien, von denen erwiesen ist, dass sie sich gegenseitig kaum je bekriegen, über eine Armee, die sie gegenüber Angriffen von aussen schützen soll.

Auch sind wir von einem Krieg weniger weit entfernt, als es die geografische Distanz ahnen lässt. Russlands Angriff auf die Ukraine und seine hybriden Attacken gegen ein geeintes, demokratisches Europa treffen auch die Schweiz. Sie zwingen uns, uns mit der Frage zu befassen, ob wir das Leben, wie wir es zu leben gewohnt sind – mit Freiheiten, Rechten und Mitsprache –, überhaupt verteidigen wollen und, wenn dies der Fall ist, ob wir dies auch können.

Selbst wenn wir über genügend Geld und Waffen verfügen: Ohne Menschen, die bereit sind, für ihre Freiheit zu kämpfen, wird uns dies nicht gelingen. Und wie alles im Leben will auch diese Fähigkeit gelernt und geübt sein – wofür es einen Wehrdienst braucht. Ob freiwillig oder verpflichtend – und falls Letzteres, für wen: Das sind die Fragen, die wir beantworten müssen.

Die neuzeitliche Wehrpflicht, die erst im revolutionären Frankreich eingeführt wurde, blieb bis und mit dem Kalten Krieg die Norm. Nach dem Mauerfall setzten viele Staaten auf eine Berufsarmee – und diskutieren heute, wie etwa Deutschland und Frankreich, über die Wiedereinführung der Wehrpflicht.

Die Debatte gestaltet sich schwierig. Abgesehen von der Negation der Bedrohung, die für viele ein Argument gegen Verteidigungsinvestitionen darstellt, stösst sie auf zwei zentrale Hürden: zum einen auf die bereits erwähnte Inkompatibilität mit unseren Vorstellungen von Freiheit, zum andern auf grundlegende moralische Vorbehalte.

In einer von Individualismus und Selbstverwirklichung geprägten Gesellschaft stellt die Freiheit das höchste Gut dar. Die einen verstehen sie als Möglichkeit, das Leben gemäss ihrer eigenen Vorstellung zu führen, beruflich wie privat; andere schätzen die Unverbindlichkeit von gesellschaftlichen oder politischen Ansprüchen, wiederum andere ganz einfach die Möglichkeiten des Reisens, der Freizeit und des Konsums.

In diesem Verständnis von Selbstbestimmung findet gerade noch der pekuniäre Gesellschaftsvertrag einen Platz: die Abgeltung dieser Vorzüge via Steuern und Abgaben. Sie finanzieren die

staatlichen Dienstleistungen und ermöglichen die notwendige Umverteilung, um den sozialen Frieden zu wahren. Dem Staat darüber hinaus zu «dienen», passt nicht ins Konzept.

Noch schwerer wiegt, dass es bei einem staatlichen Pflichtdienst auch um das Töten geht, mit der sehr einfachen, ja zu einfachen Begründung: Wer Gewalt aus Prinzip ablehnt, muss auch gegen Verteidigung sein, denn wer sich verteidigt, läuft Gefahr, Gewalt anwenden zu müssen.

Diese argumentative Verkürzung des Kriegs auf das Töten stellt ein wesentliches Problem im heutigen Diskurs dar. Kein Mensch mit normalen moralischen Vorstellungen will Gewalt. Manchmal aber ist es so, dass die Androhung von Gewalt und der Wille, diese auch anzuwenden, die einzige Möglichkeit sind, andere in ihrer Gewaltbereitschaft zu bremsen. Das moralische Dilemma besteht nämlich nicht in erster Linie darin, zu töten oder nicht zu töten, sondern darin, dem Töten tatenlos zuzusehen oder nicht.

Auf dieser Einsicht gründen Polizei und Strafrecht und auch eine Armee. Ihr entspricht auch das Gewaltverbot der Uno-Charta, das Angriffskriege verbietet, die Verteidigung hingegen erlaubt. Diese Unterscheidung leuchtet auf individueller Ebene unmittelbar ein: Wer bedroht ist, will sich verteidigen können – und dürfen. Die Ukrainer – ihrer Tapferkeit gebührt

Wir sind von einem Krieg weniger weit entfernt, als es die geografische Distanz ahnen lässt.

mein vorbehaltloser Respekt – haben sich entschieden, sich zu verteidigen, und nehmen damit das Töten in Kauf.

Es ist der Preis dafür, dass sie umgekehrt das Töten (Entführen, Gefangennehmen, Foltern ...) ihrer eigenen Leute – Kinder, Geschwister, Eltern, Schulkameraden, Nachbarn, Verwandte, Landsleute – verhindern, so gut sie es nur können. Weil sie ihr Land, ihre junge Demokratie und damit ihre Freiheit erhalten wollen, sind sie sogar bereit, diesen Kampf – den sie nicht selbst gewählt haben – mit ihrem eigenen Leben zu bezahlen.

Wie würden wir im Falle eines Angriffs reagieren? Die Antwort darauf ist rein spekulativ. Nicht hypothetisch hingegen ist die Frage, ob und wie wir uns angesichts der heutigen Bedrohungslage auf einen solchen Fall vorbereiten wollen.

Viele europäische Länder setzen auf Freiwilligkeit und somit auf Anreize, um die Zahl der Wehrwilligen zu erhöhen. Präsident Macron erklärte 2025 rundheraus, dass eine allgemeine Wehrpflicht heute «weder seriös noch nützlich» sei. Stattdessen setzt Frankreich auf Information und Motivation. In Deutschland erhalten alle Jugendlichen mit Erreichen der Volljährigkeit einen Fragebogen zur Bereitschaft für den Wehrdienst, den jedoch nur die Männer verpflichtend ausfüllen müssen. Die Interessierten werden

Es kann sinnstiftend sein, zur Erhaltung der Demokratie in einer zunehmend autokratischen Welt beizutragen.

gemustert und bei Eignung einberufen. Auch andere Länder versuchen mit Lohn und vor allem flexibler Zeitwahl mehr Freiwillige zu gewinnen.

Als Kriterium für die Wiedereinführung der Wehrpflicht behalten sich die Länder den Intensitätsgrad der Bedrohung vor; den Ausschlag gibt der konkrete Verteidigungsfall. Erst dann darf die Wehrpflicht die demokratische Freiheit zurückstellen, weil es die Aufgabe des Staates ist, seine Bevölkerung und sein Territorium zu schützen. In Friedenszeiten hingegen ist ein Pflichtdienst rechtfertigungsbedürftig – ein Argument, das auch in der Schweiz mit Verweis auf die Menschenrechte gegen die Initiative «Service Citoyen» ins Feld geführt wurde.

Um ihre Verteidigungsfähigkeit zu erhöhen, setzen zahlreiche europäische Länder auch auf Frauen. Wenn heute Norwegen, Schweden und seit diesem Jahr auch Dänemark eine allgemeine Wehrpflicht kennen, dann tragen sie den vielen Rollen Rechnung, die Frauen heute in der Gesellschaft einnehmen – und auch im Rahmen der Sicherheit leisten können. Ihr Anteil liegt in Dänemark bei 9 Prozent, in Norwegen und Schweden bereits bei 20 Prozent. Das Potenzial könnte in der Schweiz ähnlich hoch sein, könnten sich doch gemäss einer Studie des VBS vom letzten Jahr 26 Prozent der Schweizerinnen zwischen 15 und 25 Jahren vorstellen, Militärdienst zu leisten.

Auch hierin liegt ein Schlüssel für eine aktuelle, zeitgemässe Wehrpflicht. Eine Gesellschaft, die Gleichheit – Egalität der Bedingungen, der Chancen, der Wertschätzung und natürlich auch der Löhne – ins Zentrum ihrer Bemühungen stellt, hat wenig Argumente, die Hälfte der Bevölkerung von einer Dienstpflicht zu befreien.

Im Übrigen waren Frauen seit je an den Kriegen beteiligt: offiziell primär im Sanitätsdienst, in der Logistik und in der (Wasch-)Küche; sie wurden im Unterschied zu den Männern, die diese Funktionen ausübten, einfach nicht «Soldat» genannt und bekamen so auch nicht die gebührende Anerkennung.

Historische Studien zeigen ausserdem, dass der Einsatz von Frauen mit zunehmender Kriegintensität nicht nur willkommen, sondern oft verpflichtend wurde, auch in der Schweiz. Zwar fand die Empfehlung der grossen schweizerischen Frauenorganisationen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, einen obligatorischen Frauendienst für die Landesverteidigung zu schaffen, kein Gehör. 1943 aber verpflichtete der Bund die Frauen zur Mitwirkung im passiven Luftschutz, der als zivile Organisation galt.

Angesichts der hybriden Bedrohungen und unserer gesellschaftlichen Verfassung wäre es falsch, die Wehrpflicht als rein militärisches (und damit primär Männer betreffendes) Thema zu diskutieren. Gerade in einer von zunehmender Technologie geprägten Verteidigung ist Körperkraft nicht mehr die einzige Kompetenz. Und man braucht auch keine Waffe in der Hand, um seinen Beitrag zu leisten: In Planung, Organisation, Logistik, Informationsbeschaffung, Ausbildung und Vermittlung gibt es viele Aufgaben, die der Verteidigung dienen.

Es kann sogar sinnstiftend sein, zur Erhaltung der Demokratie in einer zunehmend autokratischen Welt beizutragen. Unser Milizsystem trägt dieser Vielfalt Rechnung. Mit einer allgemeinen Wehrpflicht, die Männer und Frauen mit einbezieht, täte es dies erst recht.

Wer heute nach Resilienz ruft, erhält Zustimmung. Dass wir lernen müssen, mit Krisen umzugehen, ist spätestens seit Covid allen klar. Allerdings bedeutet Resilienz nicht nur Anpassung, sondern auch Widerstand: Resistenz. Die Ukrainer beweisen, dass Demokratien auch heute noch für ihre Freiheit kämpfen können. Ich hoffe nach wie vor, dass wir uns dieser Frage nicht erst stellen, wenn wir keine andere Wahl mehr haben.

Das ganze Leben auf vier Quadratmetern

Ein Börsenhändler? Ein Seemann? Wen eine Psychologin und ein Innenarchitekt in diesen Räumen vermuten.

Die Psychologin Ingrid Feigl

Ein ordentlicher und klar strukturierter Mann wohnt hier, er hat den Überblick über seine Siebensachen: Im Wohnzimmer wird gewohnt, im Schlafzimmer geschlafen und gearbeitet, und das Bad dient der Körperpflege: Hier wird der eigene Leib eingeseift, geduscht, epiliert, rasiert und auf der Waage gewogen.

Der Wohnbereich mit üppigem Sofa und originellem Couchtisch ist für Entspannung eingerichtet – die Game-Konsole ist dabei der perfekte Begleiter. Der Raum hat ein ruhiges, ordentliches Gesamtkonzept, wirklich Persönliches oder Alltagsdinge liegen nirgendwo rum. Ob am Tisch fröhliche Tafelrunden stattfinden? Von der Küche jedenfalls keine Spur.

Tätig ist der Bewohner aber sehr wohl – und das nicht nur tagsüber im Büro. Im nächtlichen Home-Office verfolgt er vermutlich die Börsen der Weltmärkte von West bis Ost. Der «Arbeitsweg» raus aus dem Bett ist kurz, auf dem Pult daneben ist alles Nötige vorhanden, zwei Grossbildschirme und IT-Equipment.

Aber auch alles Private scheint sich in diesem Raum zu befinden. Auf dem weissen Möbel stehen Pferdestatuen – ein Autofreak mit einem Ferrari in der Garage? Daneben ein japanisches Kampfschwert – ob er auch selbst ins Training geht? Oder trainiert er hauptsächlich am Computer, wie man in der Finanzwelt erfolgreich wird?

Vermutlich arbeitet der Bewohner in der Wall-Street-Branche, aber er ist auch persönlich sehr interessiert und an der Börse involviert; wer tradet denn sonst Tag und Nacht rund um den Globus?

Und im Bad, dieser originelle WC-Deckel? Da muss auch eine Seemannsseele in seiner Brust wohnen, vielleicht ist er hin und wieder per Schiff unterwegs. Die Lampen in der Wohnung haben allesamt etwas Verspieltes an sich – es gibt also doch noch mehr als nur Börsenkurse!

Der Innenarchitekt Jörg Boner

Im Wohnzimmer befinden sich zwei Inseln, beide eingeraht von Teppichen auf Eichenparkett: Auf der einen Insel wird gegessen, auf der anderen ruht man sich aus.

Die Insel mit dem Esstisch ist klein. Der Teppich ist nur gerade so gross, dass die Stühle Platz finden, wenn sie nahe an den Tisch geschoben werden. Sollten einmal Gäste eintreffen, wird die Insel zu klein. Die Stühle müssten dann auf das Parkett ausweichen.

Die andere Insel ist grösser: Da stehen ein Sofa und ein glänzender Lacktisch auf einem in grauem Flor gehaltenen Teppich.

Die Einrichtung ist in gleichmässigen Beigetönen gehalten, nur die Pflanzen bringen etwas Grün in den Raum. Das sieht alles ein bisschen nach Simulation aus, wie eine Vorstellung vom guten Leben oder wie ein Traum, der sich im Moment der Erfüllung sogleich wieder auflöst. Oder ist hier tatsächlich ein Traum wahr geworden?

Das wahre Leben ist im Schlafzimmer zu finden. Ein Bett zwischen Bildschirmen, Computern, Kabeln, Kopfhörern, Mikrofonen und Spielkonsole. Das ist eigentlich ein Arbeitsplatz und zugleich ein Spielplatz, die Konsolen sind nur gerade einen halben Meter entfernt, und in gleicher Distanz steht das Bett: Freizeit, Arbeit und Erholung auf vier Quadratmetern. Das ganze Leben also.

So sehen Teenie-Zimmer aus. Aber ein Teenie wohnt hier nicht. Hier wohnt eine junge erwachsene Person. Vielleicht mit Partner oder Partnerin oder gar in einer Wohngemeinschaft?

Jongliert der junge Mann an der Börse, oder tätigt er Termingeschäfte am Telefon? Verkauft und kauft er in der elektronischen Welt? Wir sind im digitalen Zeitalter. Die Dinge erzählen nicht einmal mehr scheinbar, was sie sind. Die Simulation ist perfekt.

Nur die gläserne Vitrine am linken Bildrand im Wohnzimmer macht eine Ausnahme. Sie zeigt hinter Glas, was man hat. Sie ist dem Status und dem Wohlstand verpflichtet, und sie kommt kaum aus einem Möbelhaus. Sie hat eine grössere Reise hinter sich. Zum Glück ist sie da.



- o. Zwei Inseln im Wohnzimmer: Auf der einen wird gegessen, auf der anderen ruht man sich aus.
- l. Freizeit, Arbeit und Erholung – alles im Schlafzimmer vereint.
- r. Der WC-Deckel als Hinweis? Wohnt hier ein früherer Matrose?



Von links: Mutter Asha Muss, Reinigungskraft, 52. Tochter Germaine Ngadimpovi, 16. Vater Gomes Ngadimpovi, Pflegehelfer, 63. Sohn Herve Ngadimpovi, 23.

Herve Ngadimpovi, 23, mit Familie Verkäufer

«In Schwamendingen funktioniert es ziemlich gut, ganz gleich, ob Albaner, Türke oder wie wir aus Kenya und Kongo. Dass wir ausgegrenzt oder beleidigt wurden, haben wir nie erlebt. Vermutlich ist das auch eine Einstellungssache. Ist man freundlich und positiv, kommt das zurück. Wir Kinder sind hier geboren und echte Schwamendinger.

Mein älterer Bruder Yannick wohnt in einer WG, ich habe aber noch vor, ein paar Jahre hier zu bleiben. Es gefällt mir mit meiner Familie, wir haben es gut zusammen. Mein Vater kam vor über 40 Jahren aus Kongo in die Schweiz. Meine Mutter stammt aus Kenya, wo sich meine Eltern auch kennenlernten.

Was unsere Familie für Aussenstehende besonders macht: Wir haben nicht nur unterschiedliche Nationalitäten, sondern auch unterschiedliche Religionen. Meine Schwester und meine Mutter sind Musliminnen, mein Vater und ich Christen. Es ist so etwas wie gelebter Frieden in einer Wohnung.

Meistens kocht meine Mutter. Aber jeder kann alles im Haushalt. Wir essen fast jeden Tag Fleisch, aber kein Schwein. An Ramadan nehmen wir Männer Rücksicht und essen natürlich kein Steak, wenn die anderen fasten. Ich esse manch-

mal sogar im Zimmer, weil es mir ein bisschen unangenehm ist, wenn ich sehe, dass die anderen nichts essen.

Zu Hause sprechen wir einen Mix aus Suaheli und Französisch. Natürlich auch Deutsch und Englisch. Ab und zu hört man am Telefon auch noch Lingala, wenn ein Verwandter aus Kongo anruft. Aber das verstehe ich nicht. Die Lage in Kongo ist schrecklich, politisch und humanitär. Es gibt aber auch Regionen, in die man reisen kann.

Wenn wir Verwandte besuchen, erkennt man uns sofort als Ausländer. Ich habe meinen Cousin einmal gefragt, woran das liegt. An der ganzen Erscheinung, meinte er, und irgendwie sei auch unsere Haut anders.

Am Wochenende schlafen wir alle lange. Heute ist Sonntag und 12 Uhr, und es kommen erst allmählich alle aus ihren Zimmern. Unter der Woche steht meine Mutter um 5 Uhr auf. Sie ist die Erste. Sie duscht und betet 10 Minuten. Um 5 Uhr 20 kommt dann mein Vater aus dem Schlafzimmer und fährt meine Mutter zur Arbeit. Sie reinigt in einer Putzkolonne unter anderem das Polizeipräsidium. Mein Vater geht anschliessend noch einmal kurz ins Bett. Er betreut Senioren, ist aber selbst bereits pensioniert. Er kauft ein, macht die Betten – mein Zimmer nicht, das mache ich selbst. Ausserdem haben wir einen Staubsaugerroboter. Gegen 16 Uhr ist meine Mutter wieder daheim.

Für meine Eltern war es hier anfangs sehr schwer. Vor allem mit der Sprache. Für einen Kongolesen wäre Genf einfacher gewesen, aber man kann sich das nicht aussuchen und ist glücklich, in Sicherheit zu sein.

Wir respektieren unsere Eltern sehr. Die Unterschiede zu ihrem Leben damals in Afrika sind gewaltig. Meine Mutter holte am Fluss Wasser und wusch dort. Es gab keine Elektrizität, und sie hatte auch kein Velo.

Früher war ich im Verkauf – von Mensch zu Mensch. Ich kann sehr gut mit Menschen. Jetzt arbeite ich mehr online, oft auch im Home-Office.

Ich würde mich später gerne selbständig machen: Finanzen, Trading und Investment. Wahrscheinlich fange ich auch noch eine weitere Schule an und gehe Richtung Marketing oder HR. Meine Schwester hat gerade mit der Lehre in einem Hort begonnen.

Abends essen wir zusammen. Mein Vater macht die Küche, das heisst, er füllt die Geschirrspülmaschine, und dann sehen meine Eltern noch etwas fern. Ich schaue eher Serien, game oder treffe mich mit Freunden – und Sport ist mir auch wichtig.

Warum ich immer so freundlich und glücklich bin? Das hat viel mit Charakter zu tun und mit der Art, wie ich mit Menschen umgehe.»

Aufgezeichnet von Gudrun Sachse.
Bilder: Daniel Winkler.

Touristische Seen meiden

Der Extremschwimmer *Ernst Bromeis* verrät, wo die schönsten Gewässer liegen und wann es gefährlich wird.



Ernst Bromeis ist Wasserbotschafter und Extremschwimmer. Der ehemalige Triathlontrainer durchquerte unter anderem den Rhein von der Quelle bis zur Mündung. Das Projekt «Das blaue Wunder» startete der 58-Jährige 2007, um Menschen für die Ressource zu sensibilisieren. Derzeit baut Bromeis in Reichenau (GR) ein «Haus des Wassers» auf.

Beigebracht hat mir das Schwimmen meine Mama als Kindergärtler in den Ferien in Rimini. Wirklich gut gelernt habe ich es aber erst mit meiner heutigen Frau, einer Schwimmerin. Sie bereitet mich auf den Schwimmtest vor, der damals zur Aufnahmeprüfung fürs Sportstudium gehörte.

Als Triathlet schwamm ich in natürlichen Gewässern und habe mich darauf spezialisiert. Ich durchquerte unter anderem rund zweihundert Seen in Graubünden und die grössten Seen jedes Kantons. Und ich schwamm von der Quelle des Rheins bis zu seiner Mündung, rund 1200 Kilometer.

Wobei: Ob Fluss, See oder Meer – es ist ja immer dasselbe Wasser. Einzeller sind darin entstanden, Dinosaurier haben es getrunken, alles Leben nach uns wird nur das Wasser nutzen können, das wir hinterlassen. Neues gibt es nicht. Das macht diese Ressource so existenziell und schicksalhaft.

Aus diesem Grund mag ich Firmen, die versuchen, das Wasser zu schützen. Das Zürcher Unternehmen Round Rivers etwa stellt **Badehosen aus PET-Flaschen** her, die zuvor aus der Limmat gefischt wurden (ab 79 Fr.).

Auch bei **Sonnencreme** gilt: Wir sollten uns nicht schützen, indem wir dem Wasser schaden. Also meide ich Produkte mit heiklen UV-Filtern. Bei

Tests gut abgeschnitten hat zum Beispiel die Lotion von Eco Cosmetics (28 Fr. / 100 ml).

Eine Schwimmbrille muss vor allem dicht sein. Der Test: Brille an die Augen drücken, ohne den Kopfriemen zu benutzen. Wenn sie durch das Vakuum hält, ist sie dicht. Wir Sportschwimmer nutzen meist sogenannte **Schwedenbrillen**: klein, leicht, hydrodynamisch und billig (ab zirka 9 Fr.).

Auf Expeditionen habe ich immer **Ohropax-Ohrstöpsel** aus Silikon dabei (9 Fr. / 6 Stk.).

Die beste Belohnung nach einem langen Schwimmtag: **Coupe Dänemark**. Während meiner Rheinexpedition, die 44 Tage dauerte, habe ich fast jeden Abend einen gegessen.

Sonst geniesse ich am liebsten **Wasserglace**, zum Beispiel eine Rakete (65 Rp.).

Der schönste See der Schweiz? Wer es archaisch mag, kommt auf dem **Hochplateau des Lai da Rims** bei Scuol auf seine Kosten. Romantiker werden am **Lag da Laus** in der Surselva fündig. Aus sportlicher Sicht empfehle ich die Überquerung des **Walensees**: mit dem Schiff nach Quinten und dann zurück nach Murg. Touristische Seen meide ich grundsätzlich.

Der Weiler **Isola am Silsersee** ist malerisch. Dort gibt es ein kleines Hotel mit Restaurant, das «Lagrev» (Doppelzimmer ab zirka 220 Franken). Ebenfalls schön: die **Badhütte in Rorschach** am Bodensee von 1924. Sie ist 2024 leider abgebrannt, soll aber wieder aufgebaut werden.

Drei Regeln fürs Schwimmenlernen: Eine vertrauenswürdige Person muss dabei sein. Das Kind soll stets Grund unter den Füßen haben. Und: Es muss erleben, dass man unter Wasser sehen und ausatmen kann. Gerade das Atmen beherrschen viele erwachsene Hobbyschwimmer nicht. Aber wer nicht richtig atmet, wird sofort ermüden.

Der wichtigste Gedanke, wenn man im Wasser in Schwierigkeiten gerät, ob durch Krämpfe, Strömung oder Kälte: Du stirbst nicht sofort. Meist bleibt Zeit, das Problem zu lösen. Am gefährlichsten ist die Panik.

Wasser zu schützen, fängt im Kleinen an: seltener waschen, Pestizide, Ewigkeitschemikalien wie PFAS und Plastik vermeiden. Der grösste Hebel in unserem Land ist aber, sich auf demokratischem Weg für das Element zu engagieren.

Aufgezeichnet von Barbara Klingbacher.

Die Salinen mit dem Bordell in Penisform

1773 erhält Claude-Nicolas Ledoux den Auftrag, die königlichen Salinen in der Nähe von Besançon zu bauen. Statt einer blossen Fabrikanlage errichtet er eine Modellstadt, die er später mit skurrilen Gebäuden ergänzen will. Von *Adi Kälin*

Eigentlich sollte Claude-Nicolas Ledoux neben dem heutigen Provinzstädtchen Arc-et-Senans nur eine neue Saline bauen. Rund um die bisherige Produktionsstätte im 17 Kilometer entfernten Salins im Jura waren die Wälder abgeholzt. Deshalb baut Ledoux Leitungen aus Holz, um die Salzlake von dort nach Arc-et-Senans zu bringen, wo es noch Wald gibt. Die Lake fliesst durch ein sogenanntes Gradierwerk, wo sie konzentriert wird, bevor sie in riesigen Pfannen verdampft. Das sei doch einfacher, als ganze Wälder in der Gegend herumzufahren, findet er.

Ledoux darf sich «architecte du Roi» nennen, aber er ist auch ein Mann der Aufklärung und fasziniert von frühsozialistischen Ideen. In seiner Modellstadt rund um die Saline verwirklicht er Dinge, die man eher dem 20. als dem 18. Jahrhundert zuordnen würde: So gibt es in den Wohnhäusern der Arbeiter grosse Gemeinschaftsküchen und hinter den Häusern Gärten für alle. Und auch die Idee, die Wohnungen für die Arbeiter direkt neben der Fabrik zu bauen, kennt man sonst erst aus dem 19. Jahrhundert. Einen ersten Entwurf lehnt König Louis XV ab, beim zweiten von 1773 bemerkt er noch, dass es wohl für eine Fabrik nicht derart viele antike Säulen brauche. Aber er lässt Ledoux machen.

Und dieser realisiert einen pompösen, theatralisch wirkenden Bau. Das ganze Städtchen ist in einem Halbkreis mit einem Radius von fast 150 Metern untergebracht und von einer Mauer umgeben. Salz ist damals wertvoll, man will verhindern, dass es gestohlen wird.

Wenn man heute vom etwas heruntergekommenen Dörfchen Arc-et-Senans zur Saline geht, steht man plötzlich vor einem riesigen Portal, das man hier so nicht erwartet hätte. Hohe Säulen wie bei einem griechischen Tempel empfangen einen. Gleich dahinter die zweite Überraschung: Plötzlich steht man in einer aus Natursteinen gebauten Höhle, mit der angedeutet wird, woher der Rohstoff für die Salzproduktion kommt: aus den Klüften des Kalkgesteins in Salins. Wie an anderen Stellen der Saline gibt es auch hier grosse

steinerne Vasen, aus denen die Salzlake fliesst. Die Architektur soll verraten, was hinter den Mauern geschieht.

Die Arbeiter leiden, weil es keine Kamine gibt

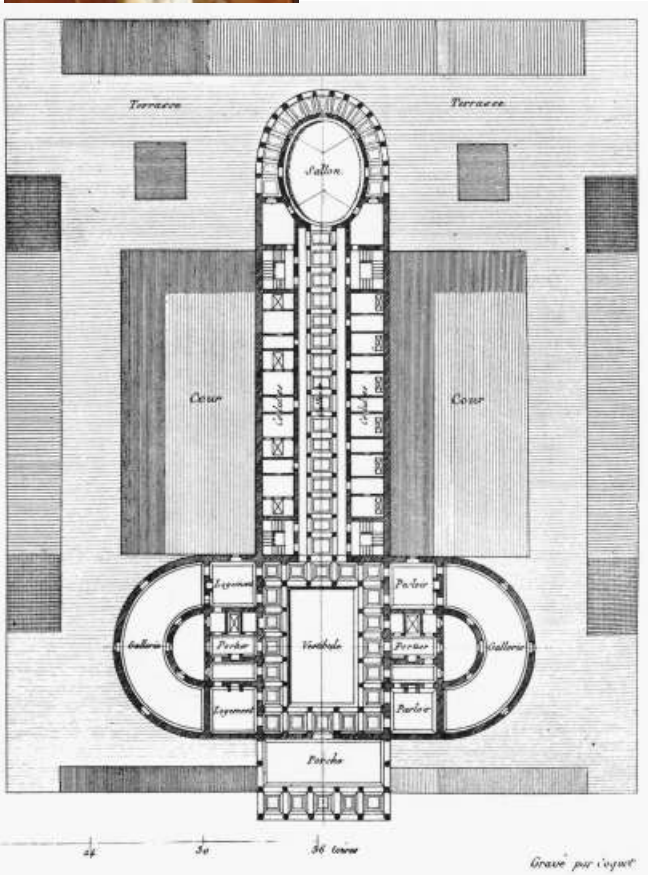
Hat man das Eingangsgebäude durchschritten, erkennt man auf einen Blick, dass hier alles auf das zentrale Haus des Direktors ausgerichtet ist. Auffallend sind die eigenartigen Säulen, deren Schaft abwechselnd aus zylindrischen und quadratischen Steinblöcken zusammengesetzt ist. Das Haus ist grösser als alle andern Bauten, und auf dem pyramidenförmigen Dach steht ein Dachreiter, der wie eine Krone wirkt. «Jede Macht ist schwach, die nicht gekrönt wird», soll Ledoux dazu gesagt haben. Links und rechts des Direktorenhauses befinden sich die zwei Produktionsstätten: zwei längliche Hallen mit den 15 mal 6 Meter grossen Pfannen, unter denen damals Tag und Nacht riesige Holzfeuer brennen, um die Salzlake zu verdampfen. Es dauert 24 bis 36 Stunden, bis die Arbeiter die feuchten Salzkristalle abschöpfen können. Nach 18 Siedeprozessen werden die Pfannen gereinigt und, falls nötig, repariert.

Im grossen Halbrund gibt es die dafür nötigen Werkstätten und die Wohnhäuser der Arbeiter. Ledoux bringt die Arbeiter zwar gesund unter, die Arbeit hingegen macht sie krank: Der stetige Rauch und die Dämpfe führen zu Atemwegleiden. Ledoux hat zwar Dachfenster in den Verdampfungshallen vorgesehen, aber keine Kamine. Und auch die Fenster der 24 Wohnungen, in denen jeweils eine vierköpfige Familie wohnen sollte, sind aus ästhetischen Gründen viel zu klein geplant.

Während der französischen Revolution wird Ledoux für mehr als ein Jahr inhaftiert, entgeht aber dem Tod durch die Guillotine – anders als Madame du Barry, die Mätresse von Louis XV, die ihn immer gefördert und ihm die entscheidenden Ämter verschafft hat. Der Architekt wird nun von Freunden finanziell über Wasser gehalten. Weiterbauen kann er nicht mehr, stattdessen ersinnt er eine utopische Stadt rund um die Saline von Arc-et-Senans.



- o. Die Salinen von Arc-et-Senans heute. Der nicht vollendete zweite Halbkreis wird durch die Gartenanlage angedeutet.
- i. Claude-Nicolas Ledoux (1736–1806) war «architecte du Roi» mit utopischen Ideen.
- u. Die Architektur sollte den Zweck der Gebäude verraten. Das öffentliche Bordell war in Penisform geplant.



Ledoux hat nicht nur Architektur studiert, sondern auch eine Lehre als Graveur gemacht. Das sieht man den über 300 prächtigen Stichen an, auf denen er die Bauten für seine visionäre Stadt präsentiert. Auch hier soll die Form der Gebäude ihre Funktion abbilden. So entspringt mitten im Haus des Quellenaufsehers eine Quelle, das Haus des Köhlers hat die Form eines Meilers, und das Haus des Vergnügens, wie das öffentliche Bordell genannt wird, soll auf einem Grundriss in Penisform gebaut werden. 1804 wird Teil eins der Stichesammlung veröffentlicht, zu den geplanten weiteren drei Bänden kommt es nicht mehr. Ledoux stirbt im Jahr 1806.

Aus Angst vor dem Denkmalschutz sprengt der Besitzer Teile der Anlage

Die Saline von Arc-et-Senans bleibt bis Ende des 19. Jahrhunderts in Betrieb, ist aber längst nicht mehr rentabel. In anderen Salinen wird effizienter gearbeitet, und die Entsalzung von Meerwasser ist längst günstiger. Nach 1900 zerfällt die Anlage allmählich, ein Brand zerstört die hölzernen Einbauten im Haus des Direktors, das 480 Meter lange Gradierwerk wird 1920 abgebrochen, und 1926 sprengt der damalige Besitzer Teile der Anlage, weil er befürchtet, sie könnte unter Denkmalschutz gestellt werden – was dann trotz den Zerstörungen geschieht.

Im Zweiten Weltkrieg machen sich deutsche Soldaten und Offiziere in den Häusern der Anlage breit, danach wird sie zu einem Gefangenenlager für Roma-Familien, und gegen Ende des Krieges schliesslich kehren die Deutschen als Kriegsgefangene zurück. Bis 1996 wird die Saline mit ihren Nebengebäuden in mehreren Etappen saniert. Die Mauern der Fabriken sind allerdings in einem derart schlechten Zustand, dass sie im Innern eine Stahlkonstruktion erhalten, die nun das Dach trägt und gleichzeitig die Mauern stützt. Vieles muss von Grund auf rekonstruiert werden.

Bereits 1972 wird die definitive Nutzung beschlossen und die Saline als Raum für Ausstellungen und Kultur etabliert. Heute gibt es mehrere Museen, die sich mit der Herstellung des Salzes, der Geschichte der Saline oder mit den wunderlichen Ideen von Ledoux beschäftigen. Wer will, kann in einem der Hotelzimmer in den alten Gebäuden übernachten und wird dann abends nicht zusammen mit den Tagesgästen vors Tor gestellt.

Adi Kälin ist freier Journalist, er lebt in Zürich.

Wertung

Subtile Symbolik:	○○○○○
Belüftung:	●○○○○
Logistische Effizienz:	●●●●○



«Dan Browns ‹Sakrileg› habe ich an einem Wochenende gelesen»

Thomas Süssli war von 2020 bis 2025 Chef der Schweizer Armee. Heute arbeitet er als Berater.

Das Buch, das ich mag, obwohl das peinlich ist.

Die Sprache von Dan Browns ‹Sakrileg› (2003) mag so dünn sein wie der kunstgeschichtliche Hintergrund. Gelesen habe ich es trotzdem an einem Wochenende, ohne nennenswerte Pausen.

Das Buch, das mir eine neue Welt eröffnete.

«Pflaumenregen» (2021) von Stephan Thome folgt einer taiwanischen Familie durch die japanische Kolonialherrschaft, den Krieg und die Ankunft der Kuomintang 1949. Eine empfehlenswerte Vorbereitung für einen Besuch in Taiwan mit der Erkenntnis, dass auch Taiwan China ist und sich deshalb Republik China (Taiwan) nennt.

Das Buch, das ich in einer Nacht durchgelesen habe.

Der Manager des ‹Eleven Madison Park›, Will Guidara, erzählt in ‹Unreasonable Hospitality› (2022), wie sein Restaurant zum besten der Welt wurde. Das Geheimnis war auch die Aufmerksamkeit für jeden einzelnen Kunden. Als er einen Gast sagen hört, er habe in New York noch nie einen Hotdog von einem Strassenstand gegessen, holt er einen.

Das Buch, das mir half, Europa differenzierter zu verstehen.

Der deutsche Historiker Andreas Rödder fragt sich in ‹Der verlorene Frieden› (2024), ob der Westen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion anders hätte vorgehen müssen, um den heutigen Konflikt mit Moskau zu vermeiden. Rödder zeigt, dass es Alternativen gegeben hätte, zieht aber das ernüchternde Fazit: Auch eine vorausschauendere Politik hätte den Konflikt wohl nur verschoben und nicht verhindert.

Das Buch, das mir den Moment zwischen Reiz und Reaktion zurückgab.

Die These, die Shane Parrish in ‹Clear Thinking› (2023) vertritt, ist unspektakulär und genau deshalb effektiv: Die meisten schlechten Entscheide fallen lange vor dem Moment der Entscheidung. Dafür sind vier Verhaltensmuster verantwortlich: Emotion, Ego, soziale Anpassung, Trägheit.

Das Buch, das meine Meinung zu Führung verändert hat.

Die Harvard-Professorin Amy Edmondson untersuchte als Doktorandin Medikationsfehler auf Spitalstationen und erwartete, dass die besseren Teams weniger Fehler machen. Die Daten zeigten das Gegenteil. Später erkannte sie, dass man in guten Teams Fehler zugeben konnte, ohne dafür bestraft zu werden, also wurden mehr Fehler gemeldet. Daraus entstand ihr Buch ‹The Fearless Organization› (2018). Seit der Lektüre stelle ich mir regelmässig die Frage, warum jemand ein Problem erkannt, aber nichts gesagt hat.

Das Buch, das ich am längsten lese und immer noch nicht verstanden habe.

«Gödel, Escher, Bach» (1979) von Douglas R. Hofstadter steht seit vierzig Jahren bei mir. Als nerdiger Programmierer und Informatiker musste man es damals gelesen haben, ähnlich wie ‹Per Anhalter durch die Galaxis›. Hofstadter ist allerdings deutlich schwerer verdaulich.



Letizia (21) entkam Simon (20) nur durch Glück

Ich hatte Simon gesagt, ich sähe das als Freundschaft. Er sagte, ich hätte seine Gefühle für mich ausgelöst, weil ich seine Aufmerksamkeiten annahm. Er wirkte harmlos, mit seinem runden Gesicht und Körper. Er schien mich zu lieben. Ich gab ihm eine Chance.

Das erste Mal trennen wollte ich mich nach einem zweiwöchigen Sprachaufenthalt in Nizza. Er reiste mir im Auto seiner Mutter hinterher, wollte ein Wochenende bleiben, blieb die ganze letzte Woche, bestand darauf, dass ich mit ihm heimfahre.

Als ich die Trennung ansprach, machte er mir ein schlechtes Gewissen, weil er mich in Restaurants und Hotels eingeladen hatte – mit der Kreditkarte seiner Mutter, aber das erfuhr ich erst viel später. Ich verstehe bis heute nicht, wie er das immer schaffte. Er gab mir jedes Mal das Gefühl, dass ich alles falsch sehe. Dass er sich nur wie ein Verrückter aufführe, weil er mich so liebe.

Als ich von zu Hause auszog, vermittelte mir Simon über seinen Vater eine Wohnung. Er überredete mich, ihn mit in den Mietvertrag zu nehmen, und zog bei mir ein.

Dann kamen die Abbuchungen auf meiner Kreditkarte. Bargeld verschwand in unserer Wohnung. Er sagte immer, es sei nur geliehen, er gebe es zurück. Gleichzeitig erhielt ich keine Rechnungen mehr per Post.

Eine Arbeitskollegin riet mir, mich zu trennen. Simon mochte sie nicht. Damit ich nicht allein mit ihr im Zug heimfuhr, holte er mich fortan von der Arbeit ab – mit meinem Auto.

Immer, wenn ich damals eine Trennung ansprach, rastete er aus, schloss mich in der Wohnung ein, drohte, mir und meiner Familie Schlimmes anzutun. Während eines Streits schlug er mir einen Teller mit Lasagne ins Gesicht, die ich uns gemacht hatte.

Ich schminkte mich nicht mehr, ging kaum aus, und wenn doch, dann nur mit Simon. Ich war isoliert. Ich hielt meinen baldigen Tod für realistischer, als mich je von ihm zu befreien.

Dann lernten Simon und ich an der Fasnacht einen Türsteher kennen. Ich spürte, wie sich Simons Aufmerksamkeit von mir löste, als wäre sie ein Tentakel. Nach der Fasnacht trafen wir uns mit dem Türsteher. Er hatte eine Tochter, seine Frau war gerade schwanger mit dem zweiten Kind. Simon war besessen von der Familie, fuhr immer öfter zu ihnen. Eines Tages, er war gerade bei ihnen, entdeckte ich auf seinem Facebook-Profil Einträge, in denen er und die Frau des Türstehers sich ihre Liebe schworen.

Ich schrieb ihm, er komme nie mehr in meine Wohnung, er solle mir mein Auto zurückbringen, meine Kreditkarte und alle Schlüssel in den Briefkasten werfen. Ich lief ins Nachbardorf zu meiner Cousine, um sie zu bitten, bei mir zu schlafen, weil ich Angst hatte.

Als ich ein paar Tage später Simons Sachen in die Garage stellte, fand ich dort eine Woldecke. Darunter stapelten sich Rechnungen und Mahnungen, adressiert an mich. Ich hatte 2000 Franken Schulden.

Zwei Monate später telefonierte ich mit dem Türsteher. Er lebte nun im Hotel, durfte sein Kind nicht sehen, das seine Frau mittlerweile geboren hatte. Simon lebte jetzt bei ihr.

Namen geändert

Aufgezeichnet von Maximilian Jacobi
Möchten Sie vom Anfang oder Ende einer Liebe erzählen?
Kontakt: barbara.klingbacher@nzz.ch

16 FRAGEN ÜBER DAS LESEN



Warum enden schöne Bücher fast immer traurig?

Rühren Sie Geschichten in Büchern mehr als das, was Ihnen im wirklichen Leben widerfährt? Spricht Ihre Empfindungsfähigkeit nur noch auf Dramaturgie an?

Warum enden schöne Bücher fast immer traurig?

Sind die meisten Memoiren nur ein halb geglückter Versuch des Autors, sich an seine Erinnerungen zu erinnern?

Ist es widersinnig, dass es für Kinderbücher Altersempfehlungen gibt («ab 6 Jahren»), nicht aber für Bücher wie «Krieg und Frieden» und «Der Zauberberg» («ab 45 Jahren»)?

Haben Sie manchmal das Gefühl, Ihr Haustier könne Sie lesen und in Ihrem Innersten Gedanken und Gefühle erkennen, die Sie vor sich selbst leugnen?

Haben Menschen, die bei Romanen sofort die letzte Seite lesen, einen grundlegenden Aspekt von Kunst nicht begriffen?

Ist Schriftsteller kein Beruf, sondern eine Diagnose? Ist der schreibende Mensch immer auch ein neurotischer Mensch?

Was, wenn Romanfiguren die Gelegenheit erhielten, sich über ihre

Urheber auszulassen? Was würde Anatol Ludwig Stiller über Max Frisch sagen? Was Thomas Buddenbrook über Thomas Mann?

Gibt es ein Gedicht, in dem das Wort «quietschen» vorkommt, oder ist dieses Wort nicht lyrikfähig?

Wenn Sie die Biografie Ihres Herzens schreiben: Wie viele Menschen kommen vor?

Würde ein Schriftsteller, der seinem Geschmack folgt, seine eigenen Bücher lesen?

Sehnen Sie ein Buch herbei, das Ihnen noch einmal die Entgrenzung, Versunkenheit und Selbstvergessenheit Ihrer Kinderlektüre schenkt?

Machen Vielleser oft einen ebenso beseelten wie enttäuschten Eindruck, weil sie innerlich überbevölkert sind von Figuren, die alle besser zu ihnen passen würden als die Menschen in ihrem wirklichen Leben?

Sollte man einen Roman beiseitelegen, bei dem man nach 30 Seiten immer noch nicht das Gefühl hat, er handle auch von einem selbst?

Sind fiktive Figuren interessanter als echte Menschen – oder kennen Sie jemanden in Ihrer Umgebung, der seinen Vater getötet und seine Mutter geheiratet hat?

Sie denken beim Wiederlesen eines Romans, er sei schlecht gealtert: Ist es womöglich so, dass Sie schlecht gealtert sind?

Sven Michaelsen

Die Fragen im Netz
Leserinnen und Leser
von NZZ Folio können
die Fragen von Michael-
sen online beantworten.
Der QR-Code führt zum
interaktiven Artikel.





Die besten Abos der Schweiz



Aargauer Zeitung
8 Wo. 58.– statt 139.90

Basler Zeitung
8 Wo. 33.– statt 114.–

Berner Oberländer
10 Wo. 44.– statt 140.–

Blick
3 Mte 99.– statt 228.–

BZ Berner Zeitung
10 Wo. 44.– statt 142.50

bz Zeitung für die Region Basel
8 Wo. 58.– statt 127.40

Der Bund
10 Wo. 44.– statt 147.50

Der Landbote
8 Wo. 33.– statt 102.–

Finanz und Wirtschaft
8 Wo. 44.– statt 112.–

Freiburger Nachrichten
8 Wo. 29.– statt 86.–

Luzerner Zeitung
8 Wo. 58.– statt 139.90

Neue Zürcher Zeitung
8 Wo. 130.– statt 180.–



NZZ am Sonntag
8 Wo. 45.– statt 64.–

Schweiz am Wochenende
10 Wo. 50.–

Schweizer Bauer
8 Wo. 30.– statt 72.–

Solothurner Zeitung
8 Wo. 58.– statt 139.90

SonntagsZeitung
8 Wo. 22.– statt 54.–

St. Galler Tagblatt
8 Wo. 58.– statt 139.90

Tages-Anzeiger
8 Wo. 44.– statt 130.–

Thuner Tagblatt
10 Wo. 44.– statt 140.–

Thurgauer Zeitung
8 Wo. 58.– statt 139.90

Zürcher Unterländer
8 Wo. 33.– statt 102.–

Zürichsee-Zeitung
8 Wo. 33.– statt 102.–



DAS EINFAMILIENHAUS
3 Ausg. 20.– statt 27.–

DAS IDEALE HEIM
3 Ausg. 25.– statt 30.–

DIE WELTWOCH
4 Mte 49.– statt 108.–

GlücksPost
26 Ausg. 99.– statt 135.–

HÄUSER MODERNISIEREN
3 Ausg. 20.– statt 27.–

NZZ Folio
6 Ausg. 55.– statt 72.–

NZZ Geschichte
6 Ausg. 69.– statt 98.–



PCtipp
6 Ausg. 33.– statt 42.–

RAUM UND WOHNEN
3 Ausg. 25.– statt 30.–

Schweizer Familie
10 Wo. 33.– statt 70.–

Schweizer Illustrierte
26 Ausg. 119.– statt 153.–

SPICK*
5 Ausg. 59.– statt 79.–

Umbauen + Renovieren
3 Ausg. 20.– statt 25.50

WOHNMOBIL & CARAVAN
3 Ausg. 20.– statt 25.50

*Exkl. E-Paper resp. Digital-Abo

Bis zu
70%
Rabatt!



SCHWEIZER MEDIEN



10 Gutscheine
im Berghotel
voller Charme
und Komfort am
Fuss der Berge
Eiger, Mönch
und Jungfrau
zu gewinnen!

HOTEL & SPA
Braunbär
WENGEN

www.presseabo.ch

**Gewinnen Sie einen
der 10 Gutscheine im
Wert von je CHF 1000.–**

Teilnahme Wettbewerb vom 1. September bis 30. November 2026 möglich.*



Abo-Shop online:

www.presseabo.ch

Alle Preise in Schweizer Franken, inkl. MWST.
Abopreise gültig bis 31. Dezember 2026.

*Teilnahme Wettbewerb vom 1. September bis 30. November 2026. Nehmen Sie kostenlos online teil unter www.presseabo.ch oder per Postkarte an SCHWEIZER MEDIEN, Stichwort «Wettbewerb Presseabo», Postfach, 8099 Zürich. Zur Teilnahme berechtigt sind alle Personen mit Wohnsitz in der Schweiz. Pro Person ist nur eine Teilnahme am Wettbewerb zulässig. Der Gewinn wird nicht in bar ausbezahlt. Ihre Gewinnchancen sind unabhängig einer Bestellung. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Es gelten die AGB sowie die Datenschutzerklärung, welche unter www.presseabo.ch einsehbar sind.

Ich profitiere vom einmaligen Sonderangebot und bestelle folgende Abonnemente:
Dabei nehme ich während der Laufzeit des Wettbewerbs automatisch an der Verlosung teil.

Zeitungsn

- ☐ Aargauer Zeitung
- ☐ Basler Zeitung
- ☐ Berner Oberländer
- ☐ Blick
- ☐ BZ Berner Zeitung
- ☐ bz Zeitung Region Basel
- ☐ Der Bund
- ☐ Der Landbote
- ☐ Finanz und Wirtschaft
- ☐ Freiburger Nachrichten
- ☐ Luzerner Zeitung
- ☐ Neue Zürcher Zeitung

Zeitschriften

- ☐ NZZ am Sonntag
- ☐ Schweiz am Wochenende
- ☐ Schweizer Bauer
- ☐ Solothurner Zeitung
- ☐ SonntagsZeitung
- ☐ St. Galler Tagblatt
- ☐ Tages-Anzeiger
- ☐ Thuner Tagblatt
- ☐ Thurgauer Zeitung
- ☐ Zürcher Unterländer
- ☐ Zürichsee-Zeitung
- ☐ DAS EINFAMILIENHAUS
- ☐ DAS IDEALE HEIM
- ☐ DIE WELTWOCH
- ☐ GlücksPost
- ☐ HÄUSER MODERNISIEREN
- ☐ NZZ Folio
- ☐ NZZ Geschichte

Meine Adresse

Name: _____

Vorname: _____

Strasse/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

E-Mail: _____

☐ Ich nehme nur an der Verlosung teil.

Abobestellungen: Einsendeschluss Abotalon 15.12.2026 / Abopreise gültig bis 31.12.2026.

Alle Preise verstehen sich in Schweizer Franken (inkl. MWST) und im Vergleich zum regulären Einzelverkaufs- oder Abopreis. Angebote gelten nur in der Schweiz und nur für Neuabonnenten (gilt auch für im selben Haushalt lebende Personen). Es gelten die AGB sowie die Datenschutzerklärung, welche unter www.presseabo.ch einsehbar sind.

Unterschrift:

Bestelltalon retournieren an:
SCHWEIZER MEDIEN, Presseabo, Postfach, 8099 Zürich



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.

MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

CALATRAVA REF. 6119

PATEK.COM